Johanna Schopenhauer.

Sämmtliche Schriften

von

Johanna Schopenhauer.

Erster Band.

Carl Ludwig Fernow's Leben.

Erster Theil.

Wohlfeile Ausgabe.

Leipzig: F. A. Brockhaus.
Frankfurt a. M.: J. D. Sauerländer.

1834.

Eigentum
der Stadt Bamberg
Gruppe:
Zahl:

Staatliche
Bibliothek
...erg

Carl Ludwig Fernow's Leben.

Erster Theil.

Einleitung.

Zwanzig Jahre sind nun verflossen, seit ich, mit schwacher ungeübter Feder und bangem Zagen, es wagte, mit diesem meinem ersten Versuch, als Schriftstellerin, dem Urtheil des großen Publikums mich zu unterwerfen. Neben manchen andern, weder unwürdigen, noch unwichtigen Gründen, die damals zu einem Wagniß mich antrieben, das ich mir früher nie als möglich gedacht hätte, fühlte ich zugleich mich auch gewissermaßen verpflichtet öffentlich alles mitzutheilen, was ich, und wahrscheinlich ich allein, von dem Leben des viel zu früh aus unsrer Mitte geschiedenen Freundes wußte.

Im schönsten Verhältniß heiliger Freundschaft und gegenseitigen Vertrauens hatte ich die beiden letzten Jahre seines Lebens mit ihm verlebt. Ich

war Zeuge seiner unbeschreiblichen körperlichen Leiden, und sah zugleich, mit an Ehrfurcht gränzender Bewunderung, wie er mit unerschütterlichem Muth, gelassen, ohne Klage, ja sogar heiter und freudig, sie zu ertragen verstand. Die Geschichte seiner früheren Kindheit aber, besonders die seiner mühevollen Jugend, war in still zusammen verlebten Stunden oft zwischen uns zur Sprache gekommen.

Wie lehrreich und interessant es seyn müsse dem Gange zu folgen, den das Leben mit einem Manne wie Fernow war genommen, um ihn zu dem heranzubilden was er geworden, fühlt ein Jeder; nur auf diese Weise läßt es sich begreifen, wie er der Mittellose, vom Glücke Unbegünstigte, nicht nur zu den mannichfaltigen Kenntnissen gelangen konnte, die seinen Ruf in der literärischen Welt gegründet haben, sondern auch allmählich zu jener harmonischen Einheit seines ganzen Wesens, jener Festigkeit des Charakters, jenem Gleichmuth im Glück wie im Unglück, die ihn so bedeutend auszeichneten.

Bei aller ihm eignen natürlichen Bescheidenheit, fühlte Fernow dieses selbst, und äußerte oft,

wie er entschlossen sey, sobald er das fünfzigste Jahr erreicht, und, wie er sich ausdrückte, sein Leben gelebt haben würde, die Geschichte desselben nieder zu schreiben. Der Tod riß lange vor jenem Zeitpunkt ihn hinweg, und dieser Plan, wie so mancher andre, für Kunst und Wissenschaft erfreuliche, den er still und liebend im Gemüthe trug und pflegte, gingen mit ihm zu Grunde.

Ich fühlte schon damals, wie ich auch jetzt noch es fühle, wie wenig hinlänglich mein Streben seyn kann, Fernow's eigne Erzählung seines Lebens zu ersetzen, ohne deshalb zu glauben dieses Streben aufgeben zu müssen. Fernow's Andenken, im Herzen derer die wirklich seine Freunde waren, wird zwar nur mit diesen untergehen, und die Freunde der Kunst und des wahrhaft Schönen werden seinen Namen neben Winkelmann und Lessing aufbewahren, deshalb brauchte es dieser Blätter nicht. Aber es ist doch möglich, daß sein Beispiel manches junge Gemüth ermuthiget, in welchem, wie in ihm einst, der göttliche Funken glüht, und das, wie einst auch er, gegen den gewaltigen Druck äußerer Umstände ankämpfen muß, um zu dem hohen Ziele zu gelangen, nach welchem

auch er strebte. Sein Beispiel, die klare Anschauung seines Gelingens kann vielleicht es anspornen mit erneueter Kraft vorwärts zu dringen, und Muth zu fassen, wo es sonst vielleicht hoffnungslos unterläge.

Und so blieb ich denn bei dem Entschluß, was ich von meinem edlen Freunde aus seinem früheren Leben vernommen, und was ich zum Theil selbst mit ihm zugleich erlebt hatte, schmucklos und treu wieder zu geben. Freunde des Verstorbenen, deren Namen in den folgenden Blättern genannt werden, haben viele Briefe und Nachrichten von ihm, aus verschiedenen Perioden seines Lebens zu diesem Zwecke mir mitgetheilt. Diese und die vorgefundenen Tagebücher von seiner Hand, die Fernow auf Reisen sehr gewissenhaft führte, haben es mir möglich gemacht ihn größtentheils selbst sprechen zu lassen; nur wo der Mangel an schriftlichen Belegen es nothwendig machte, habe ich mich bemüht durch Erzählung dessen was ich mündlich von ihm erfahren, oder wovon ich Augenzeuge war, die Geschichte seines Lebens zu einem Ganzen zusammen zu reihen.

Carl Ludwig Fernow wurde im Jahre 1763 den 19. November in Blumenhagen, einem kleinen Dorfe in der Uckermark, einige Stunden von dem Städtchen Pasewalk, geboren. Dieses Dörfchen war damals, und ist vielleicht noch jetzt, der Wohnsitz einer adlichen Familie von Necker, wahrscheinlich ein Zweig der in Frankreich so berühmt gewordenen dieses Namens; sie bestand aus der schon bejahrten Mutter, drei Töchtern und einem Sohne; auch lebte noch der ehemalige Hofmeister der schon ganz erwachsenen Kinder, als Mitglied der Familie im Schlosse.

Fernow's Vater, ein armer Bauer, der als Knecht auf dem Edelhofe diente, war einer von denen, von welchen man zu sagen pflegt, was ihre Augen sehen verstehen sie auch zu machen, und nicht nur seine Treue und sein friedliches gutes Betragen, sondern auch seine Geschicklichkeit in

mechanischen Arbeiten machten ihn zu einem Lieblings-Diener seiner Herrschaft, denn auf dem Lande ist ein solches Talent von zwiefach großem Werth. Er tischlerte, schnitzte, drechselte, verfertigte hölzerne Uhren, wußte Hausgeräthe und alles, was dessen bedurfte, zierlich anzumalen, und machte sich auf diese Weise in der Wirthschaft sehr nützlich und beliebt. Seine Herrschaft half ihm bei seiner häuslichen Einrichtung, als er späterhin mit einem armen Bauernmädchen sich verheirathete, und bald kam er, zum Theil durch ihren Beistand, so weit, daß er einen kleinen Bauerhof eigenthümlich besaß. Von diesem und von dem Ertrage seiner mechanischen Geschicklichkeit lebte er mit den Seinigen. Im Aeußeren glaubte unser Freund, so viel er sich dessen erinnern konnte, seinem Vater sehr ähnlich zu sehen.

Fernow war der jüngste von vielen Geschwistern, von denen indessen verschiedene in der ersten Kindheit starben. Seine Mutter liebte ihn mit vorzüglicher Zärtlichkeit, als einen nicht mehr gehofften Spätling, denn er wurde mehrere Jahre nach seinem jüngsten Bruder geboren. Auch behauptete sie steif und fest, wie Fernow oft scher-

zend erzählte, daß einmal etwas Großes aus ihm werden müsse, denn drei Tage nach seiner Geburt sey sie in der Nacht von einem heftigen Knall geweckt worden, habe die Wiege umgeworfen, und das Kind an der Stubenthür liegend gefunden. Gewiß sey es der Wehrwolf und nichts anderes gewesen, der ihren schönen Knaben wegholen, und einen Wechselbalg an seiner Stelle unterschieben wollen, aber ein schützender Engel habe zum Glück über den Kleinen gewacht, und ihn vor dem Bösen behütet.

Das jüngste Fräulein Necker, des kleinen Fernow Pathe, gewann nach und nach das Kind so lieb, daß sie es, als es etwas größer wurde, täglich zu sich holen ließ. Auch die übrigen Mitglieder der Familie, besonders Frau von Necker, hatten den Kleinen gerne um sich, und so kam es bald dahin, daß er den ganzen Tag auf dem Schlosse zubrachte, und nur Abends von seiner Schwester wieder nach Hause getragen wurde. Als er das fünfte Jahr erreicht hatte, nahm seine Beschützerin, Fräulein Suschen, den Knaben ganz zu sich, damit er reinlicher und besser gewöhnt würde, und von nun an wurde er nur Sonntags

seinen Aeltern zum Besuche zugeführt. Frau von Necker versprach für seine Erziehung und sein Fortkommen zu sorgen, und bei ihrer Armuth und ihren vielen Kindern war dies Anerbieten der edlen Frau seinen Aeltern sehr willkommen. Fräulein Suschen führte nun ganz das Regiment über ihn, sein Bettchen stand neben ihrem Bette; sie pflegte ihn, strafte ihn, liebte ihn wie eine Mutter, und er lohnte ihr mit der kindlichsten Anhänglichkeit und Liebe. Nächst dieser war Frau von Necker sein Liebling, die andern beiden Schwestern hatte er weniger gern, denn sie gaben sich weniger mit ihm ab, und waren nicht so freundlich gegen ihn, als die übrigen Mitglieder der Familie. Auch scheint der Sinn für das Schöne mit dem ersten Bewußtseyn in ihm erwacht zu seyn, und Suschens angenehme Gestalt trug gewiß nicht wenig dazu bei, sie dem fünfjährigen Knaben lieb zu machen. Die Familie Necker führte ein sehr einfaches ländliches Leben, der Tag ging unter häuslichen Arbeiten hin, doch Abends in der Dämmerung versammelten sie sich alle; dann pflegte wohl die würdige Mutter den kleinen Liebling auf den Schoos zu nehmen und ihm wunderbare

Geschichten und Mährchen zu erzählen, die er mit der gespanntesten Aufmerksamkeit anhörte.

Mit lebhaftem Gefühl erinnerte er sich noch spät jener frohen Stunden seiner Kindheit. Das Bild dieser Familie und aller Gegenstände, die ihn damals umgaben, waren seiner Phantasie fest eingeprägt; er sprach öfters mit einer Klarheit und Liebe davon, die dies bewies, und erinnerte sich unzähliger kleiner Umstände aus jenen Zeiten.

Obgleich es zu weitläuftig werden würde, diese alle ihm nachzuerzählen, so wäre es doch auch unrecht, alle zu unterdrücken, da unläugbar die anscheinend unbedeutendsten Umstände oft einen Eindruck auf das Gemüth des Kindes machen, von dem man die Spuren noch im Manne wieder erkennt. Bei einem so ausgezeichnet festen und festhaltenden Charakter, wie der von Fernow, war dies gewiß zwiefach der Fall. Fernow wurde völlig wie ein Kind des Hauses gekleidet und gehalten, er verlebte auf diese Weise seine frühere Jugend in einer weit angenehmeren Lage, als die war, zu welcher seine Geburt ihn berechtigte, und verdankt es gewiß dieser früheren Gewöhnung an feinere Sittlichkeit, daß man in späteren Jahren

ihm seine geringe Abkunft nicht anmerkte. Ohne eigentlich ein Weltmann zu seyn, hatte er dennoch eine gewisse Anständigkeit und Leichtigkeit im geselligen Leben, und selbst in den vornehmsten oder auch ihm ganz fremden Zirkeln befiel ihn nie jene ängstliche Scheu, die auf so manchen würdigen Gelehrten ein, seiner ganz unwerthes, falsches Licht wirft, und blos davon herrührt, daß er seine Jugend entfernt von den, mehr für den äußeren Schein gebildeten Kreisen zubrachte.

Von seiner jungen schönen Pflegemutter war er unzertrennlich, zu jedem Besuche, in jede Gesellschaft nahm sie ihn mit; freilich kam in ihren Verhältnissen dieser Fall nicht oft vor, desto größeren Eindruck machte er jedes Mal auf das junge Gemüth, und mancher festliche Tag jener Zeit war ihm unvergeßlich geblieben, vor allem ein Besuch, den er etwa im sechsten Jahre seines Alters auf einem benachbarten größern Gute mit ihr ablegte, wo ihm alles wunderbar, reich und prächtig vorkam. Der Besuch währte einige Tage, es waren viele Kinder dort versammelt, unter ihnen ein kleines Mädchen, etwas älter als er, das ihm über alle Maaßen wohl gefiel. So lange er dort

blieb, wich er der Kleinen nicht von der Seite, und wie er wieder zu Hause war, sprach er unaufhörlich nur von dem schönen Kinde.

Eines Abends in der Dämmerung sieht er das kleine Fräulein, gekleidet wie damals, ins Zimmer treten, seine Freude war gränzenlos, und er wußte nicht, wie er sie ausdrücken sollte; da wird plötzlich Licht gebracht, und die schöne Täuschung schwindet; in der ihm so lieben Kleidung der Fremden sieht er ein anderes ihm schon bekanntes Kind vor sich stehen; er hört das Lachen der Umstehenden, wird wüthend über den Betrug, und fällt über das verkleidete Mädchen her, das man nur mit Mühe seinen rächenden Händen entriß. Als es fort war, brach er in ein lautes Klaggeschrei aus, und die Nacht ging fast darüber hin, ehe man ihn nur wieder beruhigen konnte. Es war die erste Täuschung seines Lebens, die er lange weder vergessen, noch vergeben konnte. Suschen war die erste Lehrmeisterin ihres Pflegesohnes, sie lehrte ihn lesen und ein wenig schreiben, er lernte leicht und mit Lust. Der ehemalige noch im Hause wohnende Hofmeister der Neckerschen Kinder gab täglich dem Sohne des Amt-

manns und einigen anderen Knaben aus der Nachbarschaft auf seinem Zimmer Unterricht; der kleine Fernow, der damals etwa sieben Jahre alt war, spielte dabei herum, und Niemand achtete auf ihn, bis eines Tages einer der Schüler, der besonders schwer lernte, mit einigen lateinischen Versen, die er auswendig hersagen sollte, gar nicht fertig zu werden vermochte. Der Lehrer verlor endlich die Geduld, da trat der kleine Fernow aus seinem Spielwinkel keck und ungerufen hervor, und sagte die Verse recht deutlich und ordentlich her, freilich ohne sie zu verstehen. Der Lehrer erstaunte, forschte weiter, und siehe, das Kind wußte unglaublich viel, was es so im Spielen erhascht hatte.

Dieser alte Hofmeister war ein sehr guter und dabei sehr gelehrter Mann, dessen Fernow immer mit Dankbarkeit gedachte, nur leider hat er den Namen desselben mir zu nennen vergessen. Der brave Mann entschloß sich auf der Stelle einstweilen die wissenschaftliche Ausbildung des vielversprechenden Kindes zu übernehmen, und Frau von Necker, sehr erfreut über das Talent ihres Pflegesohnes, versprach, wenn die Zeit dazu herangekommen seyn würde, denselben auf die Schule,

späterhin auf die Universität zu schicken, und diesen Genius nach Kräften zu unterstützen. Welche Aussicht für unsern Freund! Indessen er war bestimmt alles nur sich und seiner Ausdauer zu verdanken; wahrscheinlich wäre er nicht geworden, was er ward, wenn die äußeren Umstände ihn mehr begünstigten, denn nur im Kampfe konnte diese Kraft sich entwickeln.

Einige schöne glückliche Jahre der Kindheit verlebte Fernow so, unter frohem Streben; der Lehrer unterrichtete mit Lust den aufmerksamen gelehrigen Knaben, der mit ungewöhnlicher Leichtigkeit und wahrer Liebe lernte. Als er neun Jahre alt war, starb seine Mutter. Er liebte sie, und beweinte ihren Verlust, doch hatte er zu wenig mit ihr gelebt, als daß sein Schmerz um sie, zumal in seinem Alter, von Dauer seyn konnte, und ihr Tod machte auch übrigens in seiner Existenz keine Aenderung. Es verging wieder einige Zeit, und nun nahm sein Schicksal eine ernstere Wendung. Die sorglosen Jahre seiner Kindheit, die einzigen vielleicht seines ganzen Lebens, gingen jetzt zu Ende.

Unbekannte Veranlassungen, wahrscheinlich Fa-

milienverhältnisse, die nicht die angenehmsten seyn mochten, bewogen Frau von Necker, das Schloß mit ihren Töchtern zu verlassen, und eine kleinere Wohnung in der Nähe desselben zu beziehen. In diese nahm sie den Pflegesohn mit, aber von dem alten treuen Hofmeister mußte sie sich trennen, und dieser zog in das nahe gelegene Städtchen Pasewalk, wo er Notarius ward, und seine alte unverheirathete, sehr grämliche Schwester ihm die Wirthschaft führte.

Der junge Fernow hatte jetzt sein zwölftes Jahr erreicht, und war durch guten Unterricht und eigenen Fleiß so weit gekommen, daß es eine unverzeihliche Grausamkeit gewesen wäre, diesen Unterricht jetzt zu unterbrechen. Da die Lage der Frau von Necker ihr nicht erlaubte, ihrem Herzen zu folgen, und für ihren Pflegesohn so zu sorgen, wie sie es wohl gewünscht hätte, so erbot sich der neue Notarius, den Knaben mit nach Pasewalk zu nehmen, unter der Bedingung, daß er ihm als Kopist in seinen Geschäften behülflich wäre, für seinen Unterricht zu sorgen, und ihn auf die dortige Schule zu schicken. Dieser Vorschlag wurde von allen Seiten gern angenommen. Der Knabe

schrieb schnell, schön, deutlich, und der Notar opferte dadurch, daß er ihn zu sich nahm, nichts auf. Frau von Necker war sehr zufrieden, ihn bei seinem alten Lehrer so gut versorgt zu wissen, und Fernow freute sich des neuen Lebens, das ihn erwartete.

Aber es gieng hier fast wie mit jeder Erwartung, der Erfolg entsprach derselben nicht. Der Notar fand freilich bei dem Talent und Fleiße seines Zöglings seine Rechnung, aber nicht so dieser und seine Beschützerinnen. Der Notar hatte viel zu thun, unendliche Schreibereien zu kopiren; während die Schwester desselben, die sich ganz des Willens ihres Bruders bemächtigt hatte, ihren jungen Hausgenossen als ein unnützes Mitglied bei Tische und im Hause betrachtete, und keine freie Minute ihm gönnte. So mußte der arme Knabe von Morgens sechs Uhr an bis in die Nacht am Aktentische wie angeschmiedet sitzen, und Dinge schreiben, die ihn weder nützen, noch freuen konnten, ja die er sogar nicht einmal verstand. Es wurde nicht weiter daran gedacht, ihn in die Schule zu schicken, und er war in der augenschein-

lichen Gefahr, wieder zu verlernen, was er schon wußte.

In dieser harten Sklaverei, unablässig verfolgt von dem grämlichen alten Mädchen, im Stillen bemitleidet von seinem ehemaligen Lehrer, der aber zu wenig Herr im Hause war, um ihm helfen zu können, verlebte Fernow drei mühselige Monate, bis noch zur rechten Zeit ein Besuch bei seinen Pflegerinnen in Blumenhagen ihn erlöste. Fräulein Suschen wußte von ihrem Lieblinge die traurige Lage desselben bald zu erfragen, und durch ihre Vermittelung kam es dahin, daß der Notarius versprach, den lehrbegierigen Knaben die Schule regelmäßig besuchen zu lassen, und ihn weniger mit Arbeiten zu überladen. Bei der Zurückkunft in Pasewalk wurde dies Versprechen zwar treulich gehalten, aber die ökonomisch gesinnte Schwester des Notars bestand darauf, daß Fernow jetzt, da er weniger für den Notar arbeitete, auch nur zwei Tage in der Woche bei ihm äße, und mittelte ihm für die übrigen fünf Freitische in der Stadt aus.

Dies war in der That eine trübselige Zeit für unsern armen Freund. Er, der von Kindheit auf mit Liebe gepflegt, zwar nicht an Ueberfluß, aber

doch an einen gewissen behaglichen Zustand gewöhnt war, befand sich auf einmal jetzt unter fremden, kalten Gesichtern; wohin er kam, sah man ihn ungern, oder doch als überflüssig an. Aengstlich aß er sich bei Tische nur halb satt, und wagte kaum zu athmen. Welche Lage für den lebhaften Knaben, dem bis jetzt die Welt ganz anders erschienen war! Alles dies konnte jedoch nur auf Augenblicke seinen frohen Sinn trüben. Wenn er nach einer solchen ängstlichen Abfütterung ein Paar Mal im Freien herumsprang, so war alles vergessen, und er ging ohne Sorge und Kummer seinen Weg, als wäre er der Glücklichste der Welt.

Auf diese Weise lebte Fernow etwas über zwei Jahre in Pasewalk; in den Ferien machte er bisweilen Besuche in Blumenhagen, wo die Familie wieder zusammen auf dem Schlosse wohnte. Trotz seiner Jugend fühlte Fernow es doch schon damals seiner unwürdig zu klagen, und nur die äußerste Noth, und der heiße Wunsch auf die Schule zu kommen, hatten ihm jene früheren Geständnisse seiner eigentlichen Lage abzwingen können. So hielt ihn also Frau von Necker für besser versorgt, als es wirklich der Fall war, und ihre Vorsorge

für ihn beschränkte sich jetzt blos darauf, ihn anständig zu kleiden. Er hatte eine gute Stimme, und wurde, um sich selbst etwas zu verdienen, Chorschüler, machte sich aber wieder davon frei, sobald dieses nur möglich war, denn schon in kurzer Zeit war es ihm zuwider geworden. Einen Nutzen brachten ihm indessen auch diese wenigen Monate, er lernte richtig nach Noten singen, was ihm späterhin im gesellschaftlichen Leben manche frohe Stunde gewährte. Eigentliche Vorliebe für Musik hatte er zwar nie, ja in einiger Hinsicht fehlte ihm sogar der Sinn dafür; bloße Instrumental-Musik und künstliche Kompositionen machten ihm wenig Freude, aber ein ungekünstelter Gesang ergötzte ihn immer.

So wenig erfreulich Fernow's Lage in Pasewalk in jeder Hinsicht war, so fühlte er sich doch durch den befriedigten Trieb des Lernens für Alles entschädigt, und sein guter Muth ging nie zu Grunde. Auch äußerte sich bei ihm um diese Zeit zuerst die Liebe zur bildenden Kunst, und zwar auf eine Weise, die wahrscheinlich seinem ganzen Leben eine andere Wendung gab. Ein alter Gelehrter, Namens Pistorius, lebte in Pase-

walk, ein strenger ernster Mann, der aber den jungen Fernow auf seine Art lieb gewann, weil er dessen Lernbegierde bemerkte. Er hatte eine für den Ort sehr ansehnliche Büchersammlung, aus welcher er dem jungen Freunde manches nützliche Buch gern lieh, und faßte mit der Zeit soviel Vertrauen zu ihm, daß er ihm erlaubte, auch ohne daß er selbst dabei war, sich Bücher aus der Bibliothek zu holen. In diesen Büchern sah der Knabe nun die ersten guten Kupferstiche, und seine Freude daran war gränzenlos. Er wählte jetzt nur immer Bücher mit Kupfern, und zeichnete letztere mit unermüdetem Fleiße nach, so gut es gehen wollte. Der Wunsch, diese Meisterstücke zu besitzen, stieg aufs höchste, und führte ihn zuletzt so weit, daß er die schönsten Bilder aus den Büchern schnitt, und in der Hoffnung, man werde den Frevel nicht gewahr werden, sie so wieder an ihren Ort stellte.

Eine Zeitlang ging dies vortrefflich, der junge unberufene Kunstfreund hatte sich allmählich eine Art Bildersammlung angelegt, die er oft im Stillen mit Entzücken betrachtete. Dies Entzücken wurde vielleicht dadurch noch erhöhet, daß ihm

doch das Herz ein wenig stärker schlug, wenn ihm die Möglichkeit entdeckt zu werden in den Sinn kam, indessen hatte er keine eigentliche Idee des Unrechtthuns dabei, er fühlte von einer so unwiderstehlichen Sehnsucht nach dem Besitze sich ergriffen, daß kein Gedanke an das Unrechtmäßige des Erwerbens dagegen aufkommen konnte, und obendrein schien es ihm, als ob nur er diese Kunstwerke zu würdigen wisse, da er nicht sah, daß außer ihm noch Jemand Notiz davon nahm.

Durch irgend einen Zufall entdeckte endlich Herr Pistorius den Raub, und Fernow wurde eines Tages, indem er eben ein geplündertes Buch wieder an seinen Ort setzen wollte, unvermuthet von ihm überfallen. Das Buch ward gleich durchgesehen, die That ohne Möglichkeit des Läugnens klar bewiesen, und der Thäter glaubte in die Erde versinken zu müssen. Der alte Herr begann eine fürchterliche Strafpredigt, er sah den Bilderraub als einen förmlichen Diebstahl an, und man kann leicht ermessen, mit welcher Beredsamkeit er sich über dieses Thema ausbreitete. Scham, Furcht, Reue ergriffen zum ersten Male das Gemüth des armen Knaben;

unter heißen Thränen flehte er um Vergebung, und versprach die köstlichen Bilder, die er alle noch besaß, gleich wieder herbei zu bringen, und nie wieder in einen solchen Fehler zu verfallen. Diese Reue besänftigte Herrn Pistorius zwar einigermaßen, er vergab dem Sünder für seine Person, bestand aber darauf, daß es seine Pflicht wäre, die Lehrer und den Notar von Fernow's Vergehen zu benachrichtigen, damit diese in Zukunft ein wachsames Auge auf den jungen Menschen hätten, und er auch durch heilsame wohlverdiente Strafe von so bösen Wegen auf immer zurückgeschreckt würde.

Kein Flehen vermochte den strengen Mann von diesem Vorsatze, den er jetzt ganz gelassen behauptete, zurück zu bringen, und Fernow verließ ihn zum ersten Male in seinem Leben in der allertrostlosesten Stimmung. Im Freien suchte er sich zu sammelu, überlegte, welch ein Schimpf auf immer es seyn würde, in der Schule eines Diebstahls angeklagt zu werden, und wie es ihm darauf zu Hause bei seiner ihm ohnehin so abholden Wirthin ergehen müßte, und ward endlich fest überzeugt, daß alles dies gar nicht zu über-

leben wäre. Er entschloß sich also kurz, und ging, ohne erst zu Hause einzukehren, wo er den fürchterlichen Ankläger schon vermuthete, gerade zum Thore hinaus den Weg nach Blumenhagen.

Spät in der Nacht langte er bei seinem Vater an, den er aus dem Schlafe pochte. Da es kurz vor Ostern war, glaubte dieser, sein Sohn käme, um die Festtage dort zuzubringen, und Fernow, der noch an gar keinen Vorwand seinen Besuch zu motiviren gedacht hatte, wie denn dergleichen nie seine Sache war, ließ ihn bei dieser Meinung, und ging sehr ermüdet zu Bette. Den Morgen darauf ward er von seinen Beschützerinnen auf dem Schlosse sehr freundschaftlich aufgenommen; auch hier sagte er nichts von der eigentlichen Ursache seines unerwarteten Besuchs; er vergaß alles Leid, und war glücklich, als gäbe es in der Welt keinen Herrn Pistorius mehr. Doch schon am folgenden Tage kam ein Bote mit einem Briefe vom Notar, der noch ziemlich glimpflich seine That und sein Entweichen kund that. Sey es nun Freude darüber, daß der liebe Flüchtling nicht, wie der Notar meldete, in alle Welt gegangen, sondern wirklich da war, oder erschien

ihnen, die das Kind so genau kannten, sein Vergehen in einem milderen Lichte, weil sie wußten, wie wenig ein wirklich erniedrigender Gedanken in seine Seele kommen konnte; genug er ward sehr schonend und mit Liebe beurtheilt. Niemand machte ihm Vorwürfe, doch alle waren in Sorgen darüber: was nun weiter aus ihm werden solle? Ihn auf einer andern Schule zu erhalten, erlaubten die Umstände nicht; dagegen betheuerte er aufs ernstlichste, es sey ihm unmöglich, nach Pasewalk zurückzukehren. Er versprach, sich allem zu unterwerfen, was über ihn beschlossen würde; nichts solle ihm zu schwer, nichts zu geringe seyn, nur zurückkehren könne er nimmermehr.

Fernow war jetzt über vierzehn Jahre alt, es mußte über seine künftige Bestimmung entschieden werden. Nach langem Ueberlegen beschloß man, da es unmöglich sey, ihn studieren zu lassen, ein Gewerbe für ihn zu wählen, bei welchem ihm seine bisherigen Fortschritte im Latein zu Statten kämen, und dieses Gewerbe war die Apothekerkunst. Fernow war fest entschlossen, jede Einrichtung seiner Wohlthäterinnen sich gefallen zu

lassen, er wendete daher nichts dagegen ein, und bald fand sich auch ein bekannter Apotheker in der nicht weit entlegenen Stadt Anklam, der willig war, ihn in die Lehre zu nehmen.

Guten Muthes trat Fernow, in der Begleitung eines benachbarten Pachters, welcher ein Bekannter des Apothekers war, und ihn in Anklam ordentlich einzuführen versprach, die kleine Reise dorthin an, wurde von seinem Begleiter seinem neuen Herrn vorgestellt und demselben auf sieben Jahre als Lehrbursche förmlich übergeben, der dagegen versprach, für alle seine Bedürfnisse, auch für seine Kleidung zu sorgen, und ihn in seiner Kunst zu unterrichten.

Fernow befand sich jetzt in einer ihm ganz neuen und fremden Lage; er mußte in der Officin, mitunter auch im Hause, die schwersten und niedrigsten Arbeiten verrichten, wie es besonders in jener Zeit noch Sitte war, und stand nicht nur ganz unter der willkürlichen Gewalt seines Herrn, eines strengen Mannes, der ihm auch nicht das kleinste Versehen ungestraft hingehen ließ, zu welchem ihn der Leichtsinn seines Alters und seine angeborne Sorglosigkeit oft genug verführten,

sondern auch noch zwei Gehülfen des Herrn und sein älterer Mitlehrling waren seine Vorgesetzten. Frau und Magd übten überdem noch gelegentlich Oberherrschaft über ihn aus. Hunderte, die wie er in der Kindheit an ein besseres Leben gewöhnt wurden, wären hier vielleicht verzweifelt, oder doch niedergedrückt und muthlos geworden; doch er trug Alles leicht. Sein froher Sinn half ihm überall durch, ja er fand sogar zu Anfange eine Art Genuß in der Neuheit der Arbeiten, die ihm aufgetragen wurden. Hierzu kam seine unüberwindliche Wißbegierde; er studierte seine neue Kunst mit heißem Eifer, so lange es für ihn noch etwas Neues darin zu lernen gab.

Fernow's Lehrherr war selbst ein in seiner Art sehr unterrichteter Mann; er sah bald ein, wie dieser Lehrling ihm in kurzer Zeit in seinem Gewerbe von bedeutendem Nutzen werden könne, und hielt ihn nun selbst zum Lernen, besonders der lateinischen Sprache, an. Er lieh ihm doch nur größtentheils in sein Fach einschlagende Bücher in derselben, und that alles, um dem Jünglinge, dessen Talent und guten Willen er anerkannte, nach besten Kräften weiter zu helfen.

Fernow brachte seine wenigen freien Stunden wie die Sonn- und Festtage mit unablässigem Studieren in seiner Kammer zu. Zur Erholung zeichnete und malte er nach Chodowiecki'schen Kalender-Kupfern, die damals zuerst erschienen und ihm, wie auch mir in meiner Jugend, das Höchste der Kunst zu seyn dünkten. Auch fing er um diese Zeit an Verse, und namentlich ein Paar Gedichte bei Familien-Geburtstägen zu machen, und diese nebst den von ihm nach dem Leben gezeichneten Portraits des Herrn und der Frau Patronin, trugen nicht wenig dazu bei, ihn beliebt, und seine Lage erträglicher zu machen. Bei alle dem ward er doch noch immer sehr hart gehalten, nur verschonte man ihn mehr mit häuslichen Arbeiten, die nicht in sein Fach gehörten. Sein größter Kummer, und fast der einzige, der ihn recht betrüben konnte, war seine Kleidung; für diese sollte sein Herr abgeredeter Maaßen sorgen, aber dieser that es auf eine höchst kärgliche Weise. Fernow erhielt nie ein neues Kleidungsstück, sondern mußte sich nur immer mit der abgelegten Garderobe seines Herrn begnügen, die dieser für ihn zurecht machen ließ. Der arme

Fernow fühlte sich dadurch von jedem Kreise junger Leute seines Alters entfernt, denn er meinte, seiner eignen traurigen Erscheinung sich schämen zu müssen, und gestand, oft Thränen des Unmuths hierüber geweint zu haben. Von Jugend auf gewohnt gut gekleidet, sogar geputzt einher zu gehen, fiel ihm dieser Mangel um so härter auf, und selbst sein Hang zum Frohseyn und zur Geselligkeit mußte die Kränkung noch vergrößern. Er behauptete sogar, dadurch fürs ganze Leben eine Art Scheu gegen alles öffentliche Repräsentiren davon getragen zu haben, so daß er späterhin seine Persönlichkeit nie so geltend zu machen im Stande gewesen sey, wie er wohl von der Natur dazu berechtigt gewesen wäre.

Indessen hatte dieses Uebel dennoch die gute Folge für ihn, daß er mehr zu Hause dem Studieren oblag, als vielleicht sonst geschehen wäre; auch fand er bald einige junge Freunde und Freundinnen seines Alters, die ihm seiner liebenswürdigen Eigenschaften wegen den schlechten Rock verziehen.

Oft gedachte er noch ein Paar hübscher Bürgermädchen, zwei Schwestern, von denen er jede

einzeln gern geliebt hätte, aber er sah sie immer beisammen, und so liebte er beide, und sie liebten ihn wieder, ohne Eifersucht, mit treuherzig einfältigem Gemüthe. Im Sommer verplauderten sie vor der Hausthüre manch Abendstündchen mit einander, im Winter stieg er bisweilen durchs Fenster in ihr Kämmerchen, und ein traulich kindliches Geschwätz war alles, worauf es bei diesen Zusammenkünften abgesehen war.

In dieser innern und äußern Reinheit und Ruhe verlebte er die sonst so stürmischen und leidenschaftlichen Tage der aufblühenden Jugend; gesund und kräftig freute er, trotz allem äußern Druck der Umstände, sich des Lebens, und strebte muthig vorwärts. Auch veränderte sich seine äußere Lage allmählich etwas vortheilhafter. Der Sohn des Herrn verheirathete sich, und übernahm die Apotheke, der Vater behielt sich nur die Oberaufsicht vor, und zog in ein kleineres Nebenhaus. Junge Leute sind gewöhnlich milder als das strengere Alter; Fernow war durch sein Betragen und sein Talent Allen lieb geworden, und dieses verschaffte ihm mehr Freiheit und eine anständigere Behandlung im Hause. Seine Ge-

schicklichkeit in der Apothekerkunst erwarb ihm sogar in seinem sehr untergeordneten Verhältniß eine Art Achtung, wie sie wohl selten Lehrlingen zu Theil wird.

Jetzt aber traf ihn ein herber Unglücksfall, der zwar nicht die traurigen Folgen für ihn hatte, die er hätte haben können, der aber doch gewiß auf sein Gemüth fürs ganze Leben einwirkte, und ihn sehr frühe zwang mit Ernst um sich zu blicken, und an sich selbst und sein reines Bewußtseyn fest zu halten. Ein benachbarter Edelmann schickte wöchentlich seinen Jäger in die Stadt, Arzneien zu holen; Fernow kannte diesen Jäger sehr wohl und hatte ihn gern, als einen flinken Burschen, mit dem er oft im Scherz sich herumbalgte und schäkerte. Eines Morgens, wie außer Fernow, der eben mit Kräuter-Auslesen beschäftigt war, nur noch einer seiner Mitlehrlinge sich in der Apotheke befand, kommt der Jäger wie gewöhnlich. Fernow verläßt seine Arbeit, nimmt im Scherz des Jägers Gewehr, legt auf ihn an, der Schuß geht los, und der Unglückliche sinkt ohne einen Laut, ohne eine Bewegung, auf der Stelle todt nieder; die Kugel war gerade durchs Herz

gegangen. Welch ein Moment für unsern Freund! Bewußtlos taumelte er zur Thüre hinaus, warf das Gewehr auf die Hausflur, einige Schritte weit von sich, und lief in den Hof hinter dem Hause. Kein Gedanken, kein Gefühl war in seiner Seele als ein heißer Wunsch, der allmählich zum glühendsten Gebete ward, der Wunsch augenblicklicher Vernichtung.

Der Vater seines eben abwesenden Herrn hatte den Schuß fallen hören und eilte herbei; er sah das Entsetzliche; kaum war der erschrockene Augenzeuge des Unglücks im Stande, ihm den ganzen Hergang des Unglücks zu erzählen. Mit großer wirklich bewundernswürdiger Geistesgegenwart nahm er diesem gleich einen feierlichen Schwur ab, nie weiter davon zu sprechen, und machte dann dem allmählich sich versammelnden Volke glauben, der Jäger habe sich zufällig selbst erschossen. Freilich widersprachen viele Umstände, besonders die Lage des Gewehrs und des Todten, indessen es gelang. Viel half der Umstand, dieses Vorgeben glaublich zu machen, daß ein alter abgedankter Offizier, der in der nämlichen Straße wohnte, versicherte bemerkt zu haben, daß der

Jäger, als er an ihm vorüber ging, den Hahn des Gewehrs nicht in die Ruhe gesetzt gehabt.

So wurde Fernow wenigstens von den äußern Folgen seines unverschuldeten Verbrechens gerettet, sein Kamerad hielt seinen Eid, und verschwieg treulich den eigentlichen Verlauf dieser unglücklichen Geschichte; sein Herr behandelte ihn vernünftig und menschlich, und suchte ihn zu beruhigen. Aber die eigentliche Ruhe konnte nur ein langer Kampf in seinem Innern ihm gewähren, und was dieser Kampf auf ein Gemüth wie das seine für einen Einfluß haben, wie er gerade den Grund zu jener eisernen Festigkeit, zu jenem strengen Abmessen und Würdigen des Wahren und Falschen legen mußte, die ihn, so lange er lebte, auszeichneten, kann Jeder selbst ermessen. Obgleich er den Frieden mit sich selbst allmählich sich errang, so litt er doch unendlich durch die Erinnerung, besonders da der sparsame Herr des Jägers dessen Nachfolger denselben Rock, in welchem der Unglückliche gestorben war, tragen ließ, und Fernow jeden Montag die übelzugemachte Stelle, wo die Kugel durchgegangen war, an diesem Rocke sehen mußte. Er gestand mir, der einzigen Freun-

din, mit der er jemals, etwa ein Jahr vor seinem Tode, von diesem Unglück gesprochen, dieser Anblick wäre ihm Höllenqual gewesen, ihm zu entgehen, habe ihm einige Zeit darauf den Abschied aus Anklam sehr erleichtert.

Seine Lehrjahre waren endlich überstanden; wer die Art solcher Einrichtungen kennt, besonders wie sie in jener Zeit, vor allem in kleinen Städten noch bestanden, der weiß auch, welch ein großer Schritt im Leben der Schritt aus dem Stande eines Lehrburschen in den eines selbstständigen, freien Menschen ist; wie Alles bis auf die Kleidung sogar, nun anders wird, und eine freiere, lachendere Gestalt gewinnt. Fernow sollte jetzt zufolge früherer Verabredung seinem Herrn noch ein Jahr lang für einen sehr mäßigen Gehalt dienen; dieses war aber kaum zur Hälfte verflossen, als er sich gezwungen sah, seinen Aufenthalt zu verändern.

Die Werber waren auf ihn, als einen gebornen Preußischen Unterthan, aufmerksam geworden. Groß und wohlgewachsen, hatte er sich schon früher zum Maaße stellen müssen, und endlich ward es gewiß, daß er nur durch schleunige Flucht dem Zwange

entgehen könne, Soldat werden zu müssen. Ein Offizier, der ihn kannte, und ihn eines bessern Looses werth hielt, warnte ihn selbst; auch sein Herr sah keine andere Auskunft, und rieth ihm, obgleich ungern, zur Flucht. Er ging also über die Gränze, die unfern der Stadt jenseits eines Flüßchens lag, wo er sich noch acht Tage in einem kleinen Dorfe aufhielt, um abzuwarten, ob es sich nicht so einrichten ließe, daß er in Anklam bleiben dürfe. Der ihm freundlich gesinnte Offizier benahm ihm jedoch selbst alle Hoffnung dazu.

Alle seine Freunde besuchten ihn in der Zeit, auch seine lieblichen Freundinnen, die beiden hübschen Schwestern, nahmen dort unter tausend Thränen Abschied von ihm. Endlich ergriff er den Wanderstab. Mit dem wenigen Gelde, das er während seiner Lehrjahre zusammengespart hatte, und dem, womit seine Freunde ihm aushelfen konnten, ging er, in der ihm so ganzen fremden Welt seinen Weg zu suchen. Unterwegs zog er von den gütigen Pflegerinnen seiner Kindheit Nachricht ein, von denen er lange nichts gehört hatte. Sie waren zerstreuet, die Mutter todt, und das edle Suschen nach einem andern Orte hin ver-

heirathet. Fernow's Schicksal hat ihn nie wieder in sein Vaterland geführt; aus Furcht vor den Werbern durfte er es diesmal nicht wagen seinen Geburtsort zu besuchen, uud so hat er nie wieder etwas von dieser Familie, der er so viel zu danken hatte, gehört, noch seinen Vater oder jemand von den Seinigen gesehen.

Heitern Sinnes setzte er seine Wanderschaft bis Altona fort, wo ihn einer seiner ehemaligen Mitgehülfen, der hier wieder in einer Apotheke eine Stelle gefunden hatte, freundlich aufnahm, und sein Stübchen mit ihm theilte. Hier blieb er drei bis vier Wochen, und spazierte fleißig nach Hamburg herüber, wo er sich an dem, ihm ganz neuen Gewühle einer großen Stadt ergötzte. Seine Kasse erlaubte ihm nicht die mannichfaltigen Vergnügungen zu genießen, welche Hamburg dem Begüterten darbietet, aber schon der Anblick der nach Genuß, oder nach den Mitteln Genuß sich zu verschaffen, strebenden Menge, das Leben und Wogen in den Straßen, auf der Börse, im Hafen, machten auf ihn, der mit so ganz neuen Sinnen in diese Welt blickte, einen tiefen und erfreulichen Eindruck. Durch seinen Freund wurde er dem

jetzt verstorbenen Apotheker Torey in Hamburg vorgestellt, der auch außer seinem Wohnort als ein geschickter Chemiker so bekannt ist, als er in demselben von seinen Mitbürgern geschätzt und geliebt ward. Diesen braven Mann interessirte der junge talentvolle, und doch so verlassene Fremdling, er suchte und fand bald eine passende Stelle für ihn, in der Raths-Apotheke in Lübeck. Es war hohe Zeit, daß unser Freund wieder in Thätigkeit kam; sein heiterer Muth hatte ausgehalten, aber seine Börse war bis auf ein Mark lübisch erschöpft. Der menschenfreundliche Torey versah ihn mit dem nöthigen Reisegelde für die kleine Reise, und hoffnungsvoll, wie immer, ging Fernow seiner neuen Bestimmung entgegen.

In Lübeck fand er Alles anders und besser als in Anklam. Sein Gehalt war zwar klein, aber hinreichend für seine bescheidenen Wünsche; er wurde von seinem neuen Herrn anständig behandelt, seine entschiedene Geschicklichkeit machte ihn demselben werth, und da er noch zwei Gehülfen hatte, so blieb ihm Zeit genug, sein schönes Streben nach höherer Bildung zu befriedigen. Er nützte sie mit dem eisernen Fleiße, der zuletzt ihm

zur Gewohnheit, und seinem Leben so nothwendig geworden war, wie Licht und Luft, und der ihn auch in den letzten peinvollen Tagen seines Lebens nicht verließ.

Alles, was auf Kunst und höhere Wissenschaft Bezug hatte, wurde jetzt von ihm mit feuriger Begeisterung ergriffen; auch die Liebe zur Poesie und zur Malerei erwachte damals in ihm mit erneuerter Kraft. Nie ward ein Gemüth von einem reinern und regeren Gefühl für das Schöne beseelt als das seine, und so ist es wohl zu entschuldigen, daß er glaubte schaffen zu können, was ihn so erfreute, und sich selbst zum Maler und zum Poeten berufen wähnte. Tausende glaubten das Nämliche von sich, vielleicht mit noch geringerem Rechte, und beharrten im Irrthum bis ans Ende. Viele kleinere und größere Gedichte von ihm existiren noch aus jener Zeit; keines derselben zeichnet durch hohen lyrischen Schwung, durch eine reiche Phantasie sich aus; aber keines ist auch geistlos, alle sind klar, von einer angenehmen Diction, leichtem und richtigem Versbau, und lassen sich, wenn man ohne große Ansprüche als Kinder des Moments sie betrachtet, nicht minder

angenehm lesen, als der größte Theil der Poesien jener Zeit, die nicht gerade von den Heroen unsers Parnasses herrühren. Von seinen Zeichnungen kenne ich nur einige mit Silberstift gezeichnete Portraits, unter welchen sein eigenes sich befindet, das ihm damals sprechend ähnlich gewesen seyn soll. Carstens, höchst sauber mit der Bleifeder von ihm gezeichnetes Brustbild, das er vor seiner Biographie dieses seines geliebtesten Freundes in Kupfer stechen ließ, besitze ich selbst. Späterhin hat er auch in Pastell gemalt. Alle diese Bilder beweisen ebenfalls, daß der Beruf eines praktischen Künstlers nicht der seinige war; doch sind sie richtig gezeichnet, dabei mit dem ihm eigenen Fleiß auf das sauberste ausgeführt und vollendet. Als er im Jahre 1786 nach Lübeck kam, lernte er dort sehr bald den Maler Carstens kennen, der später zu Rom in seinen Armen starb. Es sey mir erlaubt, hier die Stelle aus Carstens Leben abzuschreiben, in welcher Fernow von ihrem gegenseitigen Verhältniß zu einander spricht. Wer könnte es auch besser darstellen, als er selbst?

„Im Jahr 1786 kam der Verfasser dieser Lebensbeschreibung nach Lübeck, und machte bald

des Künstlers Bekanntschaft. Gleichheit der Neigungen knüpfte bald eine innige Freundschaft zwischen beiden. Der Verfasser war damals noch ein Jüngling, frühe schon von einem lebhaften Triebe zur Kunst beseelt, aber in einem Lande geboren, wo dieser Trieb keine Nahrung finden konnte, hatte er bis dahin noch nie eine Gelegenheit gehabt, ein Kunstwerk der höhern Gattung zu sehen, geschweige einen Zweck der Kunst zu erkennen, der weiter ging als auf die bloße Nachahmung des Wirklichen. Wer die prosaischen Gegenden Niederdeutschlands kennt, wo der Verfasser seine Jugend verlebt hat, die Uckermark, Pommern und Mecklenburg, der wird wissen, welche Seltenheit dort Kunstwerke sind, und daß man da wohl, wie der Verfasser, sein zwanzigstes Jahr verleben kann, ohne je ein historisches Gemälde oder sonst ein gutes Kunstwerk gesehen zu haben.

„Carstens lehrte ihn zuerst eine höhere Sphäre der Kunst kennen. Der immer rege Enthusiasmus des Künstlers theilte sich der Empfänglichkeit des jüngern Freundes mit, und der gleiche Trieb, welcher unter ihnen bald das enge, und

doch freie Verhältniß des Lehrenden und Lernenden erzeugte, knüpfte zugleich das Band ihrer Freundschaft mit jedem Tage fester. Die Kunst war der stete Gegenstand ihrer Unterhaltungen, ihrer Uebungen, ihrer Wünsche und Plane für die Zukunft; und so verflossen ihnen, in einer von außen sehr beschränkten Lage, welche beide, doch auf verschiedene Weise gefesselt hielt, zwei glückliche Jahre vereinten Strebens und Genusses, die ihnen in der Folge das Schicksal noch einmal, aber freier, schöner und im verdoppelten Maaße, in Rom vergönnte."

In diesem kräftigen Streben, unter der Leitung seines weiseren, älteren Freundes, war unser Fernow nach einer so freudenarmen Jugend, wohl glücklich zu preisen. Einen ihm ganz neuen Genuß, der nächst seinen Studien, als diesen nahe verwandt, ihn am lebhaftesten interessirte, gewährte ihm das Theater. Durch Verhältnisse, in welchen sein Herr mit der Direction stand, hatte dieser mit seinen Hausgenossen freien Eintritt im Schauspiel. Fernow benutzte dieses, so oft er konnte, und nur der überwiegende Hang zur bildenden Kunst und Mangel an Vertrauen auf seine Per-

sönlichkeit, der, wie oben erzählt wurde, durch seine frühe Lebensweise entstanden war, hielten ihn davon zurück, selbst die Bühne zu besteigen.

Fernow's fröhliches, geselliges Wesen, und selbst seine Verse, von denen damals viele unter seinen Bekannten in Abschrift herumgingen, verschafften ihm bald die nähere Bekanntschaft einiger Schauspieler, besonders die des Directors. Dieser, ein jovialer Mann, fand an seinem Umgange großes Behagen. Fernow schrieb für ihn Epiloge und Theater-Reden; es bildete sich ein kleiner, froher Kreis, dessen Seele er war; manches leichte, kleine Gelegenheitsgedicht, witzig, launig, spöttisch bisweilen, wie es die Umstände heischten, entstand hier, und Fernow verlebte in diesen Verhältnissen viele gesellige, lebensreiche Abende. Alles dieses unterbrach ihn dennoch nicht in seinem gewohnten Fleiß, es war und blieb Erholung nach der Arbeit. Fast zwei Jahre waren in diesen Verhältnissen ihm hingeschwunden, als Fernow wieder einmal eine ernste Untersuchung mit sich selbst anstellte; er fand, daß Liebe zur bildenden Kunst sein ganzes Gemüth einzig erfülle. Freilich hatte er, so lange er in der Apotheke etwas Neues zu

lernen fand, mit lebhaftem Antheile daran sich damit beschäftigt; jetzt aber da er sich fertig damit sah, da er begriff, daß er von dem Punkte aus, auf dem er stand, nicht weiter zu kommen hoffen dürfe, war auch das Interesse daran verschwunden. Arm, ohne Freunde, hatte er auf dieser Laufbahn nur die traurige Aussicht, ewig zu bleiben, was er jetzt war. Wie konnte der strebende Feuergeist nur den Gedanken ertragen? Durch unendlichen Fleiß hatte er es in der Kunst dahin gebracht, daß er hoffen durfte mit Portraitzeichnen und Unterricht-Geben sich nicht nur von Andern unabhängig zu erhalten, sondern auch bei seiner Genügsamkeit die Mittel zu erwerben, die einst mit Carstens so schön geträumten Pläne in Ausführung zu bringen, und in Italien sich ganz zum Künstler zu bilden. Ohnehin war ein mächtiges Band, das ihn an Lübeck fesselte, zerrissen, sein Freund und Lehrer Carstens hatte im Frühling 1788 Lübeck verlassen, um nach Berlin zu gehen. Nach diesen sehr ernsten Ueberlegungen kam Fernow gar bald zu einem festen Entschluß; er sagte seinem Herrn, daß er ihn in wenig Monaten verlassen wolle, ohne jedoch seines künftigen

Lebensplanes zu erwähnen, und dieser, welcher ungern einen so geschickten und fleißigen Gehülfen verlor, strebte lange vergebens den Grund dieses unerwarteten Schrittes zu entdecken. Irgend einer seiner Kollegen meinte er endlich habe ihm den ihm fast unentbehrlich gewordenen Mitarbeiter durch größere Versprechungen abwendig gemacht, und da Fernow auf Befragen offen gestand, er entsage ganz der Apotheke und wolle Maler werden, konnte er es lange nicht glauben, und behandelte zuletzt die Sache als den übereilten Einfall eines lebhaften Jünglings, den man ihm auszureden suchen müsse.

Im Frühlinge des Jahres 1788 riß Fernow sich endlich von seinen Fesseln los und folgte entschlossen den Winken seines Genius. Er ging zuerst nach dem, nur drei Meilen von Lübeck entfernten Städtchen Ratzeburg, wohin er schon im vorigen Winter eine kleine Ausflucht gemacht hatte. Die freundliche Ansicht des Orts, die Nähe desselben, vor Allem aber die Hoffnung, seinen über Alles geliebten Carstens dort wieder zu finden, bestimmten ihn zu dieser Wahl. Indessen hatte er nur wenige Tage das Glück, mit seinem Freunde

dort zu leben; denn Carstens Schicksal rief ihn nach Berlin, Fernow begleitete ihn bis an die Elbe, und mußte dann einsam nach seinem neuen Wohnort zurückkehren.

Ratzeburg ist durch seine Lage eine der hübschesten kleinen Städte im nördlichen Teutschland; ja es hat einen ganz eignen Reiz, den ich fast mit nichts Anderem zu vergleichen weiß. Mitten in einem spiegelhellen See von beträchtlichem Umfange erhebt sich eine Insel, auf welcher die Stadt mit ihren Hausgärtchen und ihren Bäumen liegt, zu welcher zwei Brücken führen, von denen die eine von beträchtlicher Länge ist; reizende Aussichten auf die entgegengesetzten Ufer des Sees, ihre Waldungen, und einige seitwärts gelegne Mühlen und Landhäuser bieten von allen Seiten sich dar. Ohne eben bergig genannt werden zu können, sind diese Ufer doch hügelig; die Stadt mit ihren rothen Dächern, vom frischen Grün der Bäume, wie von einem Kranze umgeben, mitten im silbernen See, gewährt von ihnen aus, einen so lieblichen, friedlichen Anblick, daß wohl jedem Wanderer, der sie im Strahl der Abendsonne liegen sieht, der Wunsch momentan anwandeln kann,

hier Hütten bauen zu dürfen. Die etwas prosaischen Bürger pflegen ihre Stadt mit einem rings um mit grüner Petersilie garnirten Gerichte Krebse auf silberner Schüssel zu vergleichen. Der Vergleich ist burlesk, aber in Ratzeburg zum Sprichwort geworden und wenn man das Ding recht betrachtet, kann man nicht ganz unwahr ihn schelten. In dem, den See zunächst umgebenden Gehölze sind Spaziergänge, zwar kunstlos, aber doch mit Wahl angelegt. Vor allen heimlich und lieblich ist ein, rings von herrlichen Bäumen umgebenes Plätzchen, wo ein klarer, lebendiger Quell aus dem Berge entspringt, und murmelnd und plätschernd dem See zueilt. Fernow erkor diesen Ort bald zu seinem Lieblingssitz, und hat seine Schönheiten in einem recht artigen kleinen Gedichte besungen.

Hier fühlte sich unser Freund zum ersten Male in seinem Leben ganz frei; losgerissen von den Fesseln eines Standes, der ihm je länger, je mehr zuwider geworden war, vergaß er für's Erste alle Pläne für die Zukunft. Mit frohem Herzen und frischen Sinnen schweifte er in diesem Paradiese umher, zeichnete die reizendsten Gegen-

den, und überließ sich der reinsten Wonne des Daseyns.

Er richtete sich nun, so gut er konnte, häuslich ein; eine Menge Portraits in der damals so beliebten Manier mit Silberstift, den er sehr geschickt zu behandeln wußte, wurde ihm aufgetragen; daneben gab er auch Unterricht im Zeichnen, theils in den Häusern seiner Schüler, theils in seinem eignen kleinen, kaum sieben Fuß hohen Zimmerchen, in welchem er, troß dem engen Raum und der Beschränktheit seiner Einkünfte, glücklich war, wie wenige Reiche es sind. Nach und nach wurde er mit mehreren jungen Leuten seines Alters bekannt, welche seine stets heitere Laune, seine witzige, geistreiche Unterhaltung unwiderstehlich zu ihm zog. Mit zweien davon knüpfte er eine Freundschaft, die nur durch seinen Tod zerrissen ward. Beiden verdanke ich viele interessante Notizen seines Lebens. Einer von ihnen, Herr S*d, welcher zuletzt in Gotha lebte, und ihn kurz vor seinem Tode noch besuchte, war damals Hauslehrer in einem adelichen Hause; er empfahl ihn als Künstler der Familie, in welcher er lebte. Fernow wurde bei näherer Bekannt-

schaft sehr bald zu den Freunden dieses Hauses gezählt, er nahm an den Vergnügungen und Landpartieen der Familie Theil, wurde bei ihren Bekannten und Freunden eingeführt, und genoß einmal wieder alle Freuden des feineren geselligen Umganges, von welchen das Schicksal ihn seit seiner Kindheit nur zu sehr entfernt gehalten hatte. Sein anderer Freund, Nauwerk, lebte damals bei seinen Aeltern in Ratzeburg. Sein Verhältniß zu Fernow war fast das nämliche, wie das des Letztern zu Carstens in Lübeck gewesen, Fernow wurde sein Lehrer im Zeichnen, und führte ihn in das Gebiet des Schönen ein, nur waren beide einander an Jahren gleicher, und das Verhältniß des Lehrers zum Schüler schwand vor der warmen Lebenslust, die Beide durchglühte. Herr Nauwerk wird mir erlauben, einige Stellen seines Briefes an mich, über Fernow's damalige Existenz dem Leser mitzutheilen, denn wer kann den Freund besser schildern, als der bis zum Tode liebende und geliebte Gefährte seiner Jugend? Nach einer kurzen Erzählung der Art, wie sie einander bekannt wurden, fährt er folgender Maaßen fort:

Auszug aus Herrn Nauwerk's Brief.

„Oft schweiften wir mit offenen Sinnen und dem frohesten Muthe in den lieblichen Umgebungen des Sees umher, oft wurden diese Spaziergänge mit einem Bade in dem See verbunden; dabei trieb der frohe Chor gymnastische Uebungen jeder Art. Fernow zeichnete sich besonders durch eine ungemeine Gewandtheit und Biegsamkeit, nicht so sehr durch Stärke aus. Frei und froh war unser Treiben, zwanglos, heiter, und oft muthwillig unsere Unterhaltung. Witz und Satyre belebten sie, doch behielt auch der Ernst seinen Antheil. Der Abend ward meist in einem öffentlichen Hause zugebracht, das Kartenspiel hatte für Fernow keinen Reiz, er hat nie eins gelernt. Dagegen spielte er gern und gut Billard, und lernte mit besonderem Eifer das Schachspiel, in welchem er keine geringe Stärke erlangte. Seine Kunstarbeiten waren größtentheils Portraits in Silberstift, mitunter in Pastell gemalt. Das Schöne behandelte er in seinen Arbeiten mit Liebe, aber auf Physiognomien, die ihm mißfielen, wandte er wenig Fleiß; dies nannte er dann ein Gesicht abschreiben. Mit Lust und Liebe zeichnete

er nach antiken Mustern, das heißt nach Gyps, Gemmen, Pasten, Kupferstichen; mehr konnte man sich hier nicht verschaffen. Für ächte Schönheit war schon damals sein Sinn im hohen Grade ausgebildet. Eigene Kompositionen unternahm er nur selten, Zeichnung und Form waren vorzugsweise die Tendenz derselben. So verfloß der erste Sommer seines Aufenthalts in Ratzeburg, nur zuweilen unterbrachen kleine Wanderungen aufs Land, wo er hin und wieder Portraits zu malen bekam, diese Lebensweise; seine Lage war noch immer sehr beschränkt, aber seine mäßigen Bedürfnisse waren leicht zu befriedigen. Kunstsachen und Bücher reizten ihn freilich bisweilen die Gränze, welche seine Einnahme ihm vorschrieb, zu überschreiten; doch auch von dieser Seite gerieth er in diesem kunstarmen Winkel Deutschlands nur selten in Versuchungen, die seiner ökonomischen Einrichtung zu sonderlichem Nachtheil hätten gereichen können.

„Im Herbste fand sich ein englischer Sprachmeister in Ratzeburg ein. Fernow benutzte die Gelegenheit, diese Sprache zu lernen. Mit großem Eifer ergriff er das Studium derselben, und

zeigte durch seine schnellen Fortschritte darin die seltene Fähigkeit seines Geistes. In ein Paar Monaten konnte er die englischen Klassiker lesen, und Andern erklären. Den Winter hindurch beschäftigte er sich mit einer jambischen Uebersetzung der Haraldschen angeblichen Supplemente zum Ossian. Uebrigens blieben seine Beschäftigungen und Lebensweise im Ganzen sich gleich. Um diese Zeit fing er auch an Unterricht im Flötenspiel zu nehmen, doch trieb er es nie ernstlich und gab es bald wieder auf. Großes Vergnügen fand er am Schlittschuhlaufen, wozu ihm der damalige harte Winter Gelegenheit gab. Den Sommer des Jahres 1789 verlebte er in Ratzeburg wie den vorhergehenden. Seine Bekanntschaft mit dem Rektor der hiesigen Domschule, Herrn F**, der nach Güstrow als Professor an der dortigen Schule versetzt ward, veranlaßte ihn die Stelle eines Zeichenmeisters bei eben dieser Schule anzunehmen. Er sollte dieselbe um Michaelis antreten; doch schien diese Aufsicht gleich Anfangs wenig nach seinem Sinne, und allmählich ward die Abneigung dagegen immer gewaltiger.

„Durch verschiedene Aufforderungen und Em-

pfehlungen hiesiger Einwohner veranlaßt, unternahm er gegen den Herbst die Reise nach Zelle. Ueber seinen dortigen Aufenthalt werden die hier folgenden Fragmente seiner Briefe an mich, die beste Auskunft geben. Er hatte Arbeit vollauf gefunden, doch sehnte er sich wieder hinweg.

„Herr von Ramdohr, damals Oberappellationsrath in Zelle, hatte ihn lebhaft für sich eingenommen. „Bei meiner Zurückkunft, schreibt Fernow, werde ich Dir viel von einem gewissen Herrn von Ramdohr vorschwatzen, dessen Bekanntschaft ich hier gemacht habe; er ist lange in Italien gewesen, und wird, wie er mir sagt, noch einmal hingehen; manche äußerst angenehmen Stunden habe ich bei ihm zugebracht, seine Bekanntschaft ist ein wesentlicher Gewinn für mich, und ich rechne sie unter die glücklichsten, die ich je gemacht habe. Er hat meine Kunstliebe, die wegen Mangel an Nahrung zuweilen einzuschlummern drohte, jetzt wieder zur hellen Flamme gefacht, und mein höchster Wunsch wäre, mit ihm nach Rom zu reisen. Wer weiß, was nicht noch einmal geschieht! Wenn ich nur

erst in Güstrow zur Stelle bin, will ich wieder mit aller Gewalt darauf loszeichnen.“

„Fernow hatte versprochen, in Kurzem wieder in Ratzeburg einzutreffen, um dann nach Güstrow abzugehen, jetzt verzögerte sich seine Rückkunft noch, er gab mir hierüber, so wie über seine Excursion nach Salzdahlen in einem andern Briefe Rechenschaft. Seiner Bestimmung nach Güstrow gedenkt er mit Reue und Widerwillen: R. — habe ihm gesagt, schreibt er, daß dies der dümmste Streich sey, den er je gemacht habe, und er solle alle Mittel anwenden, um sich von jener Verbindung los zu machen. „Im Grunde, fährt er fort, hat er sehr recht, was soll mir der Aufenthalt in Güstrow helfen? wie kann ich da Fortschritte machen? und kann ich wohl hoffen, dort so vielen Verdienst zu finden, daß ich dadurch in den Stand gesetzt würde, eine Reise auf eine Akademie, oder nach Rom zu thun? und daß ich dort mit dem Blutwenigen, was ich vielleicht kann, versauren soll, ist ein Gedanken, den ich mir nicht einmal denken mag. Hätte ich meine Sachen nicht schon dort, so wüßte ich wohl, wozu ich mich entschließen würde; nun aber muß ich

hin. Gott gebe nur, daß ich da nichts zu thun finde, damit ich einen Vorwand habe, wieder weg zu kommen, dann will ich Dir die Versicherung geben, daß ich innerhalb zwei Jahren gewiß in Rom bin, denn wenn ich's vor meinem dreißigsten Jahre nicht gesehen habe, so will ich's gar nicht sehen. Fast möchte ich Alles im Stiche lassen, was da ist, wenn ich nur nicht dem Rektor mein Wort gegeben hätte, und blos an dem möchte ich nicht wortbrüchig werden."

„Bald nachher faßte er den bestimmten Entschluß, nicht nach Güstrow zu gehen. In einem Briefe vom 7. Dezember 1789 sagt er: „In vieler Rücksicht ist mir Dein letzter Brief sehr willkommen und sehr merkwürdig gewesen, denn er ist's, der meinem bisherigen Schwanken zwischen Neigung und Pflicht, Bestimmung und Ausschlag gibt. Man würde mich mit Recht für einen Thoren halten, wenn ich bei so bewandten Umständen, da mich die Güstrower, durch die Nichterfüllung ihres Versprechens, meine Sachen kostenfrei nach Güstrow zu schaffen, selbst des meinigen entbinden, noch dorthin ginge. Wären meine Sachen dort, so versichere ich Dich, ich würde ge-

wiß hinübergegangen seyn, blos um meinem gegebenen Versprechen getreu zu bleiben, sollte ich auch Schaden dabei gehabt haben. Jetzt aber ist mir's um so lieber, daß dies nicht nöthig ist, und ich bin seit dem Empfange dieser Nachricht so fröhlich, daß ich Dir es nicht beschreiben kann."

„Zu Ende des Winters 1790 kam Fernow unvermuthet nach Ratzeburg zurück. Er begann hier wieder seine ehemalige Lebensweise, ein bestimmter Plan leitete ihn damals wohl nicht, wenn gleich die Sehnsucht nach seinem Ideal immer in dem Innersten seines Gemüths fortglimmte. Sehr viel beschäftigte er sich in dieser Periode mit poetischen Arbeiten, hauptsächlich waren es erotische Gedichte im Geschmacke des Grecourt und Lafontaine, die er bearbeitete, theils bestanden sie in Nachbildungen dieser und ähnlicher Dichter, oder er nahm den Stoff aus mündlichen Erzählungen, welche er versificirte, doch hat er dieses Feld bald genug wieder verlassen.

„So verweilte er noch den Sommer des Jahrs 1790 in Ratzeburg, dann entschloß er sich nach Schwerin und Ludwigslust zu gehen. Wir

schieden, und wenige Tage nach seiner Abreise ging auch ich nach Göttingen auf die Akademie. — Dies ist ein kurzer Abriß jener Periode aus Fernow's Leben. Mir wird ewig ihr Andenken heilig seyn! Ihm ward sie, was dem Pilger auf der Wallfahrt nach dem ersehnten, aber noch fernen Ziele die kurze Ruhe auf einem freundlichen Hügel an den Gränzen des Landes ist, das ihm den Vollgenuß seiner Wünsche gewähren soll. Das Bild der Erfüllung schwebte immer seinem sehnenden Gemüthe vor, aber es verdunkelte nicht die Reize des Augenblicks, den er jederzeit heitern Muths ergriff und genoß. Schon die ganze Anlage seiner Persönlichkeit bestimmte Fernow zu einem ächten Adepten der Aristippischen Lebensweisheit; er strebte seine ganze moralische und physische Kraft zu üben. Mit Geist, Herz und Sinn nahm er Licht, Wärme, Bild und Ton auf, womit ihn das Leben umgab. Jedem Genusse war er offen, keinem jagte er nach. Alle Kräfte standen bei ihm in schönem Gleichgewichte. Nicht abgeneigt der Spekulation, verfiel er nie in frucht- und formlose Grübelei. Bei einer regen Phantasie war er frei von Schwärmerei; mit

einem, jedem schönen Gefühle offenen Herzen, verfiel er nie in jene weichliche Sentimentalität, die so selten das Gemüth befriedigt. Offen, natürlich und anspruchslos in Allem was er that und redete, erfreute er durch seine ruhige, stets gleiche Heiterkeit und den leichten Witz, der seine Unterhaltung belebte, Alles was sich ihm nahte. Seine Sinne waren rege, und seine damals sehr starke Konstitution erlaubte ihm das Leben mit Lust zu ergreifen; dennoch überschritt er nie die Gränzen der Mäßigkeit, und erstickte nicht die edlere Gemüthlichkeit im Taumel geist- und herzloser Schwelgerei. Kurz, ich habe Wenige kennen gelernt, deren Anlagen und Kräfte in einer so glücklichen Harmonie sich ausgebildet und gewirkt hätten. Aus dem herrlichen Einklange seines ganzen Wesens erwuchs diese ruhige Behaglichkeit, und dieser nie getrübte Sinn, womit er nur die schöne Seite des Lebens auffaßte, und, wie die gesunde organische Natur, nur den wohlthätigen Nahrungsstoff verarbeitete, und die heterogenen Bestandtheile von sich stieß."

Hier endigt der Auszug aus Herrn Nauwerk's Brief; wahr und lebendig schildert er unsern Freund, so wie Alle ihn noch gekannt haben werden, die ihn in seinen letzten Tagen sahen.

Von Ratzeburg ging Fernow also nach der Residenz des Herzogs von Mecklenburg-Schwerin, nach Ludwigslust, wo er ebenfalls durch Unterricht-Geben und Portraitmalen einige Zeit zu existiren gedachte. Zugleich war seine Absicht, die nähere Bekanntschaft einiger dort lebender Künstler zu machen, die er dann, nebst dem, was der Herzog an Kunstwerken besitzt, zu seiner weiteren Bildung benutzen zu können hoffte. Hier lernte er ein junges Frauenzimmer kennen, welches eben dort bei Verwandten zum Besuch war und sich sonst gewöhnlich in Weimar aufhielt. Diese Bekanntschaft gab seiner ganzen Zukunft eine Richtung, die er freilich in jener Zeit nicht so vermuthete. Er gewann das Mädchen lieb; es war seine erste ernstliche Liebe; sie erfüllte sein ganzes Gemüth, und da sie ihm zugleich eine erfreuliche Aussicht für sein künstlerisches Streben eröffnete, ergab er sich ihr ohne Rückhalt, und baute alle seine Pläne für die Zukunft auf sie.

Schon lange war der Gedanken in ihm aufgestiegen, die Kupferstecherkunst zu erlernen, und in dieser einst etwas Vorzügliches zu leisten. Seine Geliebte versprach durch ihre Konnexionen in Weimar ihm zu Erfüllung dieses Wunsches zu verhelfen, verhieß ihm die beste Aufnahme bei ihren Aeltern, und forderte ihn auf, ihr so bald als möglich dorthin zu folgen. Fernow ergriff diesen Plan mit Entzücken, denn er gab ihm Alles, was er wünschte: Nähe der Geliebten, Aussicht auf eine baldige Verbindung mit ihr, und Hoffnung unter Leitung eines vorzüglichen Meisters in der Kunst die bedeutendsten Fortschritte zu machen.

Um so viel Geld zu erwerben, als nöthig seyn würde, um einige Zeit damit in Weimar existiren und sich ganz der Erlernung seiner neuen Kunst widmen zu können, begab er sich jetzt nach der Stadt Schwerin. Sein Plan gelang, er bekam in kurzer Zeit so viel Arbeit, als er nur bestreiten konnte; in müßigen Stunden malte er das Portrait des Herzogs von Mecklenburg, und ließ sich das Stück mit einem Louisd'or bezahlen. Er arbeitete schnell, seine Arbeit gefiel, und seine

Kasse wuchs zusehends, obgleich er nur mit einem einzigen Thaler nach Schwerin gekommen war; das Glück war eben in der Laune ihn zu begünstigen.

Auch in geselliger Hinsicht verlebte er hier frohe Tage. Er wurde bald bekannt und allgemein geliebt. Ein Kreis junger Männer schloß auch hier sich ihm an, die besten Häuser standen ihm offen, und es hing nur von ihm ab, den Kreis seiner Bekanntschaft nach seinem Willen zu erweitern. Hier fand er den Schauspieldirektor Fischer wieder, den er schon in Lübeck gekannt hatte. Das alte Band ihrer Freundschaft wurde enger als je zuvor geknüpft, und durch ihn ward er abermals veranlaßt, kleine poetische Arbeiten für's Theater, Prologe und dergleichen zu übernehmen, wodurch er den Beifall des Publikums sich erwarb.

Herr Fischer machte ihn mit mehreren Söhnen und Töchtern Thalien's bekannt, und Fernow verlebte mit ihnen manchen köstlichen Abend unter Lust und Scherz. Unter andern lernte er hier die noch immer beliebte Schauspielerin Madame Hartwig, damals Demoiselle Werther, kennen,

und wurde in dem Hause ihrer Aeltern als Freund aufgenommen. Er freute sich ihres Talents, welches damals in voller Blüthe stand, und einige theatralische Reden, die er für sie machte, setzten die Hände des entzückten Parterres unwiderstehlich in Bewegung. So brachte er eine ziemliche Zeit in Schwerin zu, es war nicht die merkwürdigste, aber gewiß eine der genußreichsten Perioden seines Lebens.

Endlich war es unter Entbehren und Genießen ihm gelungen, eine für ihn ganz beträchtliche Summe zusammen zu bringen. Mit dieser, und in Hoffnung auf die versprochene Unterstützung, erfüllte er sein Wort, er gieng nach Weimar und fand zu seinem schmerzlichsten Erstaunen dort Alles ganz anders, als er es zu hoffen berechtigt geworden; er sah sich getäuscht, hintergangen, auf eine Weise, die sein Gemüth auf das tiefste verletzte. Er fühlte dieses bitter, und machte über sein zu leicht gefaßtes Vertrauen sich selbst Vorwürfe. Nichts blieb ihm weiter übrig, als Weimar schnell wieder zu verlassen. Er ging nach Jena. Fast planlos, tief im innersten Gemüth zerrüttet, kam er dort an. Eine dunkele Idee

nach Dresden zu gehen, um dort zu versuchen, ob es ihm gelänge, sein Künstler-Talent auszubilden, schwebte ihm vor. Aber er besuchte als Gast eine von Reinhold's philosophischen Vorlesungen, und diese ergriff ihn so, daß er sich plötzlich entschloß, in Jena zu bleiben, und Alles anzuwenden, um tiefer in das Heiligthum zu dringen, das wie ein Lichtstrahl im Dunkeln ihm plötzlich entgegen leuchtete.

„Ich hospitirte," schreibt er an einen Freund, „aus Neugierde bei einigen Professoren, unter andern auch bei Reinhold, der auf dem Catheder ein sehr einnehmender Redner ist, und gerade in der Stunde über eine sehr interessante Materie sprach. Wie betäubt von den hohen und herrlichen Offenbarungen, die ich hier vernommen hatte, verließ ich sein Auditorium, mit dem Entschlusse, ich möchte subsistiren, auf welche Art es auch sey, diese glückliche Gelegenheit zur Aufräumung in meinem Kopfe zu nutzen und, wenn auch nur ein Jahr, auf der Universität zu bleiben, und Reinhold's Vorlesung zu besuchen. Ich hatte aber nicht einmal so viel Geld, um mich immatrikuliren zu lassen, und war über zwei Monate

dort, bis ich dazu vermögend war; indeß brachte ich mich doch, obgleich ziemlich dürftig, gegen zwei Jahre durch, und lebte ganz im Studium der Philosophie. Mit Reinhold ward ich bald durch einen Aufsatz und ein Paar Gedichte näher bekannt, und gewann die Freundschaft dieses wahrhaft edlen, liebenswürdigen Menschen so, daß ich länger, als Jahr und Tag, seines täglichen Umgangs genoß, der mir mehr genützt hat, als seine öffentlichen Lehrstunden.“

Den 29. September 1793 verließ Fernow die Universität Jena. Die Veranlassung hierzu, und welche schöne Aussicht für die Zukunft sich ihm durch die gütige Vorsorge Reinhold's eröffnete, erzählt er selbst weiter unten in einem Briefe an seinen Freund Nauwerk. Er schied mit einem von Dank und Liebe erfüllten Herzen von Reinhold; beide ahndeten jedoch damals nicht, daß dies eine Trennung auf ewig wäre. Sie sahen einander nie wieder; aber ihre gegenseitige Liebe blieb sich gleich. Als einen schönen und rührenden Beweis, wie herzlich Reinhold die ehrfurchtsvolle Liebe seines jüngeren Freundes erwiederte, sey es uns erlaubt, eine Stelle aus einem Briefe

des ersteren an mich mit einzuschalten. Sie mag zugleich dienen, Fernow, der jetzt gleichsam eine neue Periode seines Lebens begann, so zu charakterisiren, wie er damals, wo er ins männliche Alter trat, erschien, so wie früher Herr Nauwerk in seinem Briefe ihn uns als Jüngling vorführte.

Kiel, den 11. November 1809.

„Vor Allem meinen wärmsten Dank für das Liebe und Gute, wodurch Sie, theure Freundin, zur Verschönerung meines genußreichen Aufenthalts in Weimar beigetragen haben. Dahin gehören insbesondere die unvergeßlichen Abendstunden, in welchen wir mit einander das Andenken unseres Fernow durch lieblichen Einklang wehmüthiger und wonnevoller Gefühle feierten. Von den wenigen Auserwählten unter den vielen Berufenen meines ehemaligen Auditoriums in Jena war Er einer der von mir Geliebtesten und mich Liebendsten. Wir fanden, achteten und liebten an einander diejenigen Eigenschaften, ohne welche nicht nur keine wahre Freundschaft bestehen kann, sondern auch, aus welchen über kurz oder lang

dieselbe hervorgehen muß, und da das väterliche und kindliche Verhältniß, das zwischen uns während unseres Zusammenlebens Statt fand, weniger durch den Unterschied unseres Alters, als durch unsern damaligen Standpunkt als Lehrer und Zuhörer bestimmt wurde, so würden wir ohne Zweifel sehr bald, und auf immer Freunde in dem strengsten Sinne des Wortes geworden seyn, wäre uns nach seiner Zurückkunft aus Italien Wiedersehen und Zusammenleben möglich gewesen.

„Es gehört zu den schönsten Belohnungen meiner — in Jena zu meiner Aufmunterung reichlich belohnten — Berufstreue als akademischer Lehrer, daß ich mich auf die Entwickelung dieses trefflichen Kopfes und die Verbesserung seines äusseren Schicksals eines Einflusses zu erfreuen habe, der, so gering und zufällig derselbe auch von meiner Seite war, durch Fernow's angeborne feurige Liebe zum Wahren und Schönen, die er in meine Vorlesungen mit sich brachte, und durch gleichgesinnte Freunde, die er in meinem Hause kennen lernte, und welche Ihm seinen Aufenthalt in Italien in der ersten Zeit möglich machten, so bedeutend geworden ist. Sein philosophischer Geist,

der, verbunden mit der entscheidendsten ästhetischen Urtheilskraft, ihn weniger zum Künstler, als zum Kunstrichter und Bearbeiter der Philosophie der Kunst bestimmt hatte, bedurfte nur eine leise Anregung von außen, um zur hellen Thätigkeit aufzuwachen, und nur einige Muße auf dem klassischen Boden Italiens, um den angemessenen Stoff seiner Beschäftigung und die augenscheinlichste Nahrung seiner Lebenskraft zu finden."

So weit des Herrn Professor Reinhold's in Kiel Brief. Ich verlasse ihn, um einen andern von Fernow an Herrn Nauwerk einzuschalten.

Auszug eines Briefes von Fernow an Herrn Nauwerk.

Bern, den 16. November 1793.

„Jetzt trennt uns eine große Ferne, und eine noch größere wird uns bald auf noch längere Zeit trennen. Ich eile darum jetzt, da ich Dich noch abreichen kann, meine Saumseligkeit einigermaßen wieder gut zu machen; wer weiß, ob es mir so bald wieder möglich seyn wird, Dir zu schreiben.

„Mein Schicksal hat seit vier Monaten eine, wie es scheint sehr günstige, Wendung für mich genommen, gerade zu einer Zeit, wo ich schon auf jeden Sonnenblick des Glücks resignirt hatte; zu einer Zeit, wo ich, was meine physische Lage betraf, äußerst bedrängt und armselig leben mußte; obgleich ich, auf der andern Seite, diese Zeit in Rücksicht auf intellektuelle und moralische Ausbildung meines Geistes, für eine der glücklichsten meines Lebens halte, und stets halten werde; um so mehr, weil in ihr der Keim zu einer frohern Zukunft sich entwickelte, der ich nun mit frohem Herzen und heiterm Blicke entgegen sehe.

„Mein Verdienst war in Jena äußerst karg; bei aller Einschränkung konnte ich kaum dort subsistiren; aber die vortreffliche Gelegenheit, meinen Kopf und Geschmack wenigstens theoretisch auszubilden, und manche nützliche Kenntnisse einzusammeln, ließ mich diese Unannehmlichkeit leicht verschmerzen. Reinhold's Unterricht und freundschaftlicher Umgang, welchen letztern ich über drei Vierteljahre lang fast täglich genossen habe, hatten zu viel Reiz für mich, daß ich darüber nicht das Drückende meiner Lage gern vergessen hätte. Ich

habe diesem Manne, dem edelsten, den ich je kannte, unendlich viel zu verdanken; er hat in meinem Kopfe gewaltig aufgeräumt, und ihm habe ich auch die Wendung meines Schicksals zu danken.

„Ich muß Dir von jener Zeit meine Fata, der Ordnung nach, erzählen, damit Du von Allem gehörig informirt werdest. Für's Erste und im Allgemeinen sag ich Dir nur, daß ich mit dem Professor Baggesen aus Kopenhagen, der jetzt gleichfalls hier ist, eine Reise durch die Schweiz, Italien, Sicilien und Spanien machen werde. Wie ich zu diesem Glücke gelangt bin, will ich Dir nun der Länge und Breite nach erzählen.

„Ich war bereits seit vergangene Weihnachten mit Reinhold so bekannt, daß ich täglich, vorzüglich des Abends, einige Stunden in seiner Familie verleben, und ihn zu jeder Zeit bei geschäftsfreien Stunden besuchen konnte. Diese Bekanntschaft hatte ich theils einigen poetischen und prosaischen Aufsätzen, die er von mir gelesen hatte, theils einigen Zeichnungen zu verdanken. Er gewann mich lieb und schenkte mir seine Freundschaft. In der Mitte dieses Sommers besuchte ihn Baggesen, auf einer Durchreise in Jena. Ich

lernte ihn bald kennen, malte ihn und seine Frau einige Mal, ward genauer mit ihm bekannt, und ich hatte das Glück ihm so zu gefallen, daß er mir schon am fünften oder sechsten Tage den Antrag that, ihn auf seiner Reise zu begleiten. Das waren Worte des Himmels für mich! Ich wußte nicht, ob ich meinen Ohren trauen sollte; ich nahm seinen Antrag mit Entzücken an; wir beredeten am folgenden Tage die Sache ausführlicher, und er gab mir die feste Zusicherung, daß von seiner Seite kein Hinderniß je Statt finden solle, die Mitreise rückgängig zu machen; aber die Bedingung war dabei, daß ich zusehen müsse, wie ich nach Bern komme; weil es ihm an Platz fehlte, mich bis hieher mitzunehmen. Er reis'te Ende Julius aus Jena, und ich folgte ihm verabredetermaßen am Anfang der Michaelisferien. So hatte ich also auch das Glück, mich ein Vierteljahr an meinem schönen Prospekt in die Zukunft zu weiden, obendrein. Ich würde bis dahin gehungert haben, wenn es nöthig gewesen wäre, um mir Reisegeld zu ersparen; aber das bedurfte es nicht. Durch Reinhold's Betriebsamkeit bekam ich noch Arbeit, theils in Jena, theils bei Wieland

in Weimar, so daß ich zur gehörigen Zeit meine Reise zu Fuß nach Bern antreten konnte. Von Jena hatte ich bis Bamberg von ein Paar Liefländern, meinen Freunden, die nach Würzburg gingen, Gesellschaft. Ich passirte den schauerlich wilden, an romantischen und schönen Gegenden, an Bergen, Felsklüften und alten wüsten Bergschlössern reichen Thüringerwald, über Rudolstadt und Koburg; in Bamberg verließ ich meine Begleiter, ging über Erlangen, Nürnberg, Stuttgart, Tübingen, Schaffhausen und Zürich, über Aarau und Solothurn nach Bern. Meine Reise bis Bern dauerte fünf Wochen. Ich habe strenges Tagebuch gehalten und manches Merkwürdige aufgezeichnet, was ich Dir gern mittheilte, wenn der Raum meines Briefes es gestattete u. s. w." —

Da dieses Tagebuch vor mir liegt, so glaube ich, statt der kurzen Uebersicht der Reise, die Fernow in diesem sehr langen Briefe seinem Freunde gibt, einen Auszug der interessantesten Stellen aus demselben hier mittheilen zu dürfen.

Auszug aus Fernow's Reisetagebuch.

Wünschbach, den 6. October.

Um so viel als möglich alle Gefahr zu vermeiden, besonders da ich mit keinem Passe versehen bin, hatte ich mich in Nürnberg entschlossen, lieber einen Umweg von mehreren Stunden zu machen, als durch Anspach und Feuchtwangen, wo preußisches Militär liegt, zu gehen, und zu meiner Freude vernehme ich jetzt, daß dieser Weg weit näher ist, als der über Anspach, und daß ich auf diese Art an dem Wege gewinne, was ich aufopfern wollte.

Dinkelsbühl, den 7. October.

Zwei Stunden von Wünschbach kam ich durch ein kleines häßliches Nest, Eschbach genannt, wo ich zum ersten Male den ekelhaften Anblick eines Kapuziners, mit seiner schmutzigen braunen Kutte hatte. Im großen Wirth war die ganze Stube voll Soldaten; ich glaubte hier sey ein Werbeplatz, und hielt die Leute für Rekruten, die vielleicht just zur Armee abgeführt werden sollten. Ich eilte darum sogleich in ein anderes Wirthshaus,

wo es nicht viel besser war. Hier erfuhr ich, daß heute Kirchweih sey, und die Soldaten, Bürger eines benachbarten Städtchens. Nachdem ich eine kleine Weile hier gewesen war, ward mir mein Paß abgefordert, ich zeigte meine Matrikel vor, die mir der Herr Amtsschreiber, der hier den General der Wache vorstellte, mit Anwünschung einer glücklichen Reise, wieder zurückgab. Nach einer lächerlichen Parade marschierten noch die Soldaten unterm Gelächter aller Zuschauer davon.

Ludwigsburg. Drei Stunden von Stuttgart, nordwestlich.

Den 11. October.

Ich ging sogleich zu Schiller, der sich seit fünf bis sechs Wochen, nach einer eilfjährigen Abwesenheit aus seinem Vaterlande hier im Kreise seiner Verwandten und Jugendfreunde aufhält. Er sowohl, als seine Frau, empfingen mich sehr freundlich. Ich war etwa eine Stunde lang dort, und beurlaubte mich dann, um noch die übrige Zeit bis Abend auf die Besichtigung des Ortes und der Gegend zu verwenden. Etwa eine

Stunde rechter Hand von Ludwigsburg, wenn man vom Schlosse hinaussieht, gegen Morgen, erblickt man am Abhange eines Berges das Städtchen Marbach, Schiller's Geburtsort, und links gegen Abend, gleichfalls eine Stunde von hier, die Burgfestung Hohenasberg, durch des Dichters Schubart's Gefangenschaft berühmt. Mit einbrechender Nacht eilte ich zu Schiller, der mich zum Abendessen eingeladen hatte.

Solitude. Lustschloß, anderthalb Stunden von Stuttgart.

Den 13. October.

Ich besuchte den Hauptmann Schiller, der hier die Aufsicht über die Solitude hat, um in ihm Schiller's Vater kennen zu lernen. Er ist schon gegen sechzig Jahre alt. Mein Begleiter charakterisirte ihn durch mehrere treffende Bemerkungen als einen sehr vorsichtigen Mann.

Den 16. October.

In Aldingen kam die Fürstin von D. gefahren; um sie zu sehen, ging ich, weil sie nicht

ausstieg, hinab, sie war gar ein häßlicher Schatz, und dieser Mühe nicht werth. Aber ihr Almosen wußte sie mit einer fürstlichen Grandezza zu geben. Ein Bettler kam an den Schlag des Wagens. Ihre Kammerjungfer mußte ihr den Geldbeutel, den sie in der Hand hielt, geben; sie nahm ein Paar drei Kreuzerstücke heraus, gab sie der Hofdame, diese der Kammerfrau, diese dem Bedienten, der sie dem Bettler gab. Ich machte, daß ich fürbaß kam. Kurz vor dem Orte begegnete mir ein junger katholischer Geistlicher bei einem Frauenzimmer im Wagen; er trug einen kohlenschwarzen Bart, und gab mir im Vorbeifahren seinen Segen.

Den 17. October.

Heute sah ich das große Schauspiel der Natur, das zu sehen, schon der Wunsch meines Knabenalters war, den Rheinfall bei Lauffen. Gegen neun Uhr ging ich aus Schaffhausen, mißvergnügt über schlechte Bewirthung; aber doch in einer feierlichen Stimmung. Ein Vorgefühl von Schauer des Erhabnen durchdrang mich bei alle den Vor-

stellungen, die mein Geist sich je von Beschreibungen dieses Schauspiels gemacht hatte, und die sich mir jetzt lebendiger als je aufdrangen. Ich fand schon, als ich aus Schaffhausen trat, den Rhein sich rüstend zu der erhabenen Scene. Stürmisch und wankend, wie ein leidenschaftlicher Jüngling, braust er Schaffhausen vorbei, so daß auch kein Fahrzeug sich ihm mehr anvertraut. Den Donner des Falles kann man, auch bei dem vollsten Strömen und günstigsten Winde, nicht in Schaffhausen hören, weil das nahe Rauschen des Stromes den entfernten Donner doch übertäuben würde. Ich glaube, es thut dem Rheinfall Schaden, daß man ihn zuerst in einer ziemlichen Entfernung von oben, und folglich aus einem verkleinernden Gesichtspunkte sieht. Die Bemerkung, daß man weniger finde, als man erwarte, bestätigte sich im Ganzen auch mir. Ich empfand nicht den großen Eindruck und den mächtigen Schauer des Erhabenen, den ich nach mehreren Beschreibungen erwarten mußte. Freilich in der größten Nähe, wo man ihn gleichsam berührt, in dem kleinen Häuschen am Berge des Schlosses, ist der Donner entsetzlich, und die

Kraft und Schnelligkeit nur eines Moments, unsäglich, wenn man auch von der Dauer und beständigen Verschwendung dieser Kraft abstrahirt. Nie ist mir das Bild der Ewigkeit anschaulicher gewesen, als hier. Man schaut mit Entsetzen und Schwindel in diesen Tumult eines mächtigen Elements, den nur vielleicht der Blitz an Schnelligkeit übertrifft; darum eben, weil die große Geschwindigkeit gesehen und unmittelbar empfunden werden muß, ist es thöricht diese Scene zu malen. Ich habe den Rheinfall von allen Seiten und mit Muße betrachtet; länger als drei Stunden habe ich an ihm verweilt. Der kleinere von den beiden Felsen, die mitten in dem Sturze gegründet stehen, obgleich er schon von der Gewalt des Wassers gelitten zu haben scheint, kann doch vielleicht noch Jahrhunderte seine Wuth brechen. Bei diesem Felsen ist der Conflikt am gewaltigsten; an seinem Fuße stürzt der Strom von drei Seiten, wie in einer Kluft zusammen, und verwandelt sich in Schaum, gegen den der weißeste Schnee noch als grau erscheint. Da, wo der Strom, nicht ganz in Schaum verwandelt herabstürzt, zeigt er seine smaragdne Farbe, die

schon bei Schaffhausen so schön in dem schneller dahin rauschenden Flusse überall hervorsticht. Die Gewalt, mit der das Wasser fortgetrieben wird, erstreckt sich noch über hundert Schritte weit in den Strom hinein. Beide Felsen sind noch wohl eben so jungfräulich und unerstiegen, als die Jungfrau in den Eisgebirgen der Schweiz. Wie sich Meiners bei der Hinüberfahrt fürchten konnte, bleibt mir unbegreiflich; es ist ein freudiger Tanz, den man über den Rhein thut und der Anschein, als ob der Fährmann unmittelbar auf den Fall zusteuerte, entzückt, statt Furcht zu erregen. Lauffen an sich, liegt äußerst pittoresk, und die Felsen, die von ihm herabgestürzt im Rhein liegen, sind furchtbare Spuren der Zerstörung, die hier gerade an ihrer Stelle sind.

Zürich, den 19. October.

Bald nach meiner Ankunft ging ich zu Lavater, dem ich von Reinhold und Lips nur mündliche Empfehlungen zu machen hatte. Ich merkte, daß er mich, besonders in den ersten Momenten, oft mit scharfen Blicken ansah; bei Reinhold's

Namen ward er sehr warm nud sagte: er habe zwar auf seiner letzten Reise viel vortreffliche Menschen kennen gelernt; aber einen in allem Betracht so weisen und guten Menschen, als ihn, nicht weiter. Ueber meinen Entschluß, mit Baggesen zu reisen, sprach er mit wahrer väterlicher Wärme und Theilnahme mit mir, so daß ich ganz davon gerührt wurde, um so mehr, da ich völlig fremd ohne Empfehlung zu ihm kam; aber ich merkte, daß er gleich offener wurde, als ich ihm sagte, ich sey der, von dem er einige Portraite bei Reinhold gesehen habe. Da er heute, als am Sonnabende, sehr viele Geschäfte hatte, so beschied er mich Morgen, wenn er seine Predigt gehalten habe, wieder zu sich, um noch mehr mit mir zu sprechen. Nach meiner Zurückkunft machte ich einen Spaziergang über die andere Brücke hinaus, wo ich bei dem unerwartet erhabenen Anblick der hohen schweizerischen Alpen in Erstaunen gerieth und diese große, entzückende Aussicht über eine Stunde mit stummer Bewunderung genoß. Die Scene des Rheinfalls verschwindet gegen die Herrlichkeit dieser wahrhaft erhabnen Ansicht. So groß und prächtig hatte

ich mir diesen Anblick, besonders in dieser Entfernung, nicht gedacht. Lange konnte ich mich davon nicht losreißen, und nur durch das Bewußtseyn befriedigt, ich könne sie heute und morgen und öfter, zu jeder Tageszeit und in jedem Lichte hier wieder betrachten, verließ ich die Brücke.

Auch jetzt am Abend ist der Anblick des Züricher Sees aus meinem Fenster so lieblich und Ruhe athmend, die Ferne so duftig und die Fläche des Sees von den erleuchteten Fenstern an den Ufern desselben so mild beschimmert, daß ich mein kleines Zimmer schon doppelt liebgewonnen habe. — Schön ist, Mutter Natur, deiner Erfindungen Pracht! sang hier Klopstock. Hier bildete Geßner seine idealischen Gemälde der Idyllenwelt; hier erwärmte Lavater's fromme Phantasie in paradiesischen Gefilden; hier, heilige, ewig schöne Natur, erwärme auch mein Herz, nähre meinen Sinn, veredle meinen Geist, daß er ewig nur dir huldige!

Sonntag den 20. October.

Früh um 8 Uhr ging ich zu Lavater in die Petrikirche. Seine Predigt handelte über die har-

ten Worte Jesu, die er bei verschiedenen Gelegenheiten zu verschiedenen Menschen gesagt haben soll! Wegen seiner harten Aussprache, und des ewigen Räusperns und Schnaubens der Gemeine, verstand ich zu wenig, als daß ich über das Ganze urtheilen könnte. Die Rede selbst war an sich ohne allen rednerischen Schmuck und Prunk, mehr eine freundschaftliche herzliche Anrede, als eine ausgearbeitete Predigt. Nach dem Gottesdienst ging ich zu Lavatern; fand ihn aber nicht allein. In dem Empfangszimmer, worein ich auch gestern eintreten mußte, war rings umher eine Bibliothek, großentheils von seinen eignen Schriften. Eine ganze Seite der Wand enthielt lauter Mappen und Futterale, wovon die Aufschriften theils Gedanken, oder Lebensbeschreibungen, oder Skizzen und dergleichen waren und worin sich lauter einzelne Blätter zu befinden schienen, worauf Lavater wahrscheinlich seine momentanen Gedanken und Einfälle schreibt. Eine unsägliche Menge solcher Gedanken muß in den rings umherstehenden kleinen Bänden enthalten seyn. Mehrere waren auf Täfelchen hinter Rahmen und Glas geschrieben, und diese alle in

Hexametern. Einige, die mir am besten gefielen, und die ich auswendig behalten habe, sind folgende:

Lehre mit Wahrheitsliebe nur Weisheit lehrende
Wahrheit.

Freue dich jedes Genusses, der Kraft zu neuem
Genuß giebt.

Gieb dem Bittenden gern, und erfreu' auch den,
der nicht bittet.

Flieh den lauernden Frägler, er ist ein verläumderischer Schwätzer.

Nie sag, kannst du helfen, zum Hülfe-Verlangenden: Gott helf!

Richte nicht, eh' du verhörst, und verhöre nicht,
bist du nicht Richter!

Bruchstück eines Briefes von Fernow an Professor Reinhold.

Lavater hat mich recht liebreich aufgenommen, sein Auge flammte stärker, und er drückte mir

die Hand, als ich ihm Ihren Namen nannte. Aber — ich schreibe Ihnen dies mit offenherzigerm Vertrauen — er mißbilligte es ganz, daß Baggesen noch fremde Leute mitnehmen wolle. Keine Lage sey mißlicher für mich, als diese, und überhaupt sey mein Verhältniß mit ihm viel zu unbestimmt, als daß es von Dauer seyn könne. Er wolle deshalb an Baggesen schreiben; er wolle es ihm dringend an's Herz legen, wohl zu überlegen, was er thue. Ich weiß nicht, wie dies ablaufen wird, ob Lavater's Besorglichkeiten wirklich so gegründet sind, und eben diese Ungewißheit ist es, die mich am stärksten beunruhigt.

Mit einem halben Laubthaler bin ich in Zürich angekommen, und noch dazu zu einer so ungünstigen Zeit, daß ich noch nicht habe an Baggesen schreiben können, und hier in einem theuren Gasthofe mehrere Tage leben muß, ohne gewiß zu seyn, ob ich sogleich Geld erhalte. Doch das möchte alles noch seyn, wenn ich jetzt nur nicht mit Wahrscheinlichkeit fürchten müßte, daß alle meine Aussichten zu Wasser werden. Jetzt vermisse ich Ihren Rath und Zuspruch. Es wäre hart vom Schicksale, wenn ich in dem Momente,

wo ich in den Himmel hineinblicke, wo ich über alle Hindernisse gesiegt zu haben glaube, wieder zurückgestoßen würde, und wenn der Mann, der so vielen Tausenden Tröster und Rathgeber war, wenn Lavater gerade für mich, und ohne es zu wollen, diesen Unfall entschiede. Er nimmt vielen Theil an mir, denn ich habe ihm meine Lage frei und offen entdeckt; aber er sagt: es sey um so mehr Pflicht für ihn, Baggesen ernstlich zu ermahnen, daß er bedenke, was er thue. Ich muß ihm hierin Recht geben, so sehr mein Herz bei dem Gedanken blutet, alle meine Hoffnungen scheitern zu sehen. Und wahrlich! so untröstlich ich seyn würde, wenn meine Reise nicht zu Stande käme, so würde ich doch dies große Opfer freiwillig darbringen, und nicht murren, sobald ich sähe, daß ich einem Freunde, der mir wohl will, zur Last fallen, oder ihn in Verlegenheit setzen könnte.

Erst Morgen kann ich an Baggesen schreiben. Ich habe mir vorgenommen, ihm gleichfalls offenherzig zu sagen, was ich unter diesen Umständen sagen muß. Ich werde ihn beschwören, selbst zu entscheiden, was er kann und will und sich weder

durch Lavater's Besorglichkeiten, wenn sie nicht gegründet sind, noch durch sein mir gegebenes Wort, und durch meine Verlegenheit irre machen zu lassen. Sein Versprechen soll ihn gar nicht binden, aber ich möchte auch auf der andern Seite nicht gern durch das besorgliche Einreden eines Andern, wär es auch Lavater's, ein so großes Glück verscherzen. Wenn ich jetzt nur eine halbe Stunde mit Ihnen sprechen könnte! — So gut ich auch die Sache überlege, so bin ich doch bange und furchtsam, denn ich muß zarte Saiten berühren, die ich lieber nicht berührte. — Nun wohlan! in einigen Tagen muß mein Schicksal entschieden seyn. Der Wurf falle wie er wolle, ich bin nicht unvorbereitet. Das Jahr, das ich in Ihrer Schule zugebracht habe, hat mich die Kunst gelehrt, mich durch Gründe zu trösten, die für jede Widerwärtigkeit des Lebens unüberwindlich sind. Eine waltende Vorsehung, der ich vertraue, ein gutes Gewissen und Besonnenheit sind drei mächtige Stützen, die uns in jedem Unglücke aufrecht halten.

Fortsetzung des Tagebuchs.

Montag, den 21. October.

Meine Aussicht in die Zukunft ist eben so trübe und neblicht, als die Aussicht über den See; ich sehe in beiden eigentlich — Nichts.

Den 24. October.

Heute sah ich Lavater's Frau und Tochter, indem ich zum ersten Male in seinem Wohnzimmer war. Es ist unbeschreiblich, welch' eine Menge Malereien und Zeichnungen Lavater besitzt. Alle seine Repositorien sind mit Portefeuillen, alle Wände mit Gemälden und Zeichnungen angefüllt und unzählige liegen in seinem Arbeitszimmer herum. Ich halte seine Sammlung, überhaupt genommen, für eben so einzig in ihrer Art, als ihn selbst. —

Noch immer in unruhiger Ungewißheit, wegen meiner Zukunft! Meine Hoffnung schwindet mehr und mehr; unselige Lage, wenn man kein Geld hat!!

Den 25. October.

Das Wort Gemüth nimmt man hier in dem Sinn, wie Humor, Aufgeräumtheit. So sagte heute bei Tische ein Offizier: Wenn man gut Essen und Trinken hat, das giebt ein gut Gemüth.

Die Sylbe er wird hier vorzüglich zur Zusammensetzung der Verborum gebraucht, und man hat viele Verba mit er, die in Teutschland unbekannt sind; so sagt man, sich erklagen, statt sich beklagen. Erweiben, sagt man, statt erheirathen, ein Wort, welches in die Büchersprache aufgenommen zu werden verdient. — Noch acht und vierzig Stunden muß ich harren, ehe mein Schicksal entschieden wird, ehe ich einen Brief von Baggesen bekomme.

Sonntag, d. 27. Oct. Nachmittags vier Uhr.

Endlich Erhörung, Erfüllung, über alle meine Erwartung, überschwengliche Erfüllung meines Wunsches — meines höchsten, einzigen, heißesten Wunsches — ein Brief von Baggesen mit vier neuen Louisd'or. Wer ist seliger, als ich in diesem Augenblick! Ich darf kommen, theurer Bag-

gesen; du hast mich aus einer Höllenqual errettet! In so schrecklicher, drängender, unaussprechlich peinigender, folternder Ungewißheit war ich nie! Der Schmerz ist unsäglich, aus dem Himmel plötzlich in das höllische Feuer geworfen zu werden; aber noch Millionen Mal unsäglicher ist die Wonne, die ich jetzt empfinde, da ich aus dieser Folterkammer, in der ich acht Tage lag, in den Himmel erhoben bin! Wie eng mir jetzt mein Zimmer, Zürich, die ganze himmelhohe, himmlisch schöne Alpenwand ist! Warum muß ich noch eine Nacht hier zubringen! Doch ich bin zufrieden, glücklich, wie ein Sterblicher seyn kann!

Je näher der Augenblick der Entscheidung, je ungeduldiger, unbändiger, quälender meine Unruhe. In einigen Stunden dieses Vormittags riß ich mich mit Gewalt aus dieser unseligen Lage, und schrieb ein Gedicht an die Hoffnung nieder.

Ein schöner, sonniger, Freude athmender Tag. Mit dankvollem Herzen ging ich hinaus vor dem Scheiden der Sonne und sah nun mit erleichterter, noch von dem plötzlichen Uebergange von Qual zum Entzücken wogender Brust die Lieblinge meines Auges in der leblosen Natur, seit

ich sie zuerst sah, die Schneeberge, mit ihren glänzenden, von ewigem Schnee bedeckten, Scheiteln, bis ihr letztes Rosenroth erblich.

Den 28. October.

Böses Wetter und Lavater halten mich noch in Zürich. Ich ging zu ihm, um ihm seines Bruders Portrait zu zeigen, worüber er seinen Beifall, doch nicht ohne Einschränkung, äußerte. Ich zeichne ihm nicht bestimmt genug; aber er bedenkt nicht, daß meine Manier nicht zu harte Umrisse verträgt. Er drang in mich, noch zu bleiben, um ihn und seine Frau zu zeichnen. Er gab mir folgende Aufträge für die Zukunft; 1. ihm auffallende Profile, oder Gesichter zu senden; ferner Portraits großer Männer, und merkwürdiger Personen; 3. charakteristische Figuren aus dem gemeinen Leben, wo ich sie träfe; 4. ihm diese, wenn ich mehrere gesammelt habe, von Zeit zu Zeit, etwa für zwei Louisd'or, zuzusenden.

Ich gab ihm mein Gedicht an die Hoffnung zum Durchlesen; er war ziemlich zufrieden damit, besonders mit der leichten Versifikation. Er sagte:

wer Verse machen und zeichnen könne, der komme sicher durch die Welt; überhaupt habe ich etwas in meiner Physiognomie und meinem Betragen, welches zeige: ich sey einer von jenen, denen es nie fehlen werde; er sehe mir eine gewisse Schmiegsamkeit in Schicksal und Menschen an, die gewöhnlich Leuten von gewissen Fähigkeiten, besonders dem Künstlertalent, mangle, und die eben soviel werth sey, um durch die Welt zu kommen, als das Talent selbst.

Er dichtete mir etwas auf ein Stammbuchsblatt und ich mußte meinen Namen in ein Buch schreiben, worin er alle ihn Besuchende sich einzuschreiben bittet. Hierauf sprach er noch vieles mit mir über Moralität, über sein Christenthum, über seine Art zu disputiren. Er disputirt nie mündlich, sondern hat seine Sätze, die er für ausgemacht und unumstößlich hält, einzeln auf kleine Zettel geschrieben; diese liest er vor. Findet dann einer seinen Satz nicht eben so ausgemacht und unumstößlich, so zerreißt er den Zettel und wirft ihn in den Spucknapf. Er fängt alles sein Philosophiren mit Einmal Eins ist Eins an; so gewiß als das ist, sollen auch seine Sätze seyn.

Er sagte, er hasse alle Terminologie, weil dabei immer schon etwas vorausgesagt und gewußt werden müsse. Er nimmt das Wort in dem Sinn der subjektiven Beschränkung, daß man sich nämlich durch Terminologie einschränke, verzäune, und dann nicht herauskommen könne. So, sagte er, komme er wie mit seiner Froschtheorie in der Physiognomik vom Frosch zum Apoll von Belvedere, endlich bis zum höchsten Ideale seines Geistes, auf Jesum Christum. Was er auf dem Papier habe, seyen Frösche, und im Herzen habe er Jesum. Er bekannte, daß er nie Logik gelernt und studiert habe und immer en peine sey, wenn ihm einer mit logischen Terminologien, die er nicht verstehe, angestiegen komme. Seine Philosophie sey eine Vereinigung des Naturalism und Supernaturalism und dünke ihm daher die allertauglichste. Seine Bereitwilligkeit, jede seiner Ueberzeugungen für eine bessere zu vertauschen, war lobenswerth. Er sagt: der, dem es ernstlich um Wahrheit zu thun ist, der redliche Wahrheitsfreund, kann nie verlieren, seine Ueberzeugung mag wahr seyn, oder er mag eines Bessern belehrt werden, er gewinnt immer.

Warten, erwarten, und wenn es da ist, ergriffen! sey die beste Philosophie, um durch die Welt zu kommen. Er ging um sechs Uhr in Gesellschaft, und ließ mich unter allen seinen Büchern, Papieren und Kunstsachen allein.

Den 29. October.

Ich nahm Abschied von Lavater; er band mir nochmals recht fest auf, ihm das, was er mir gestern sagte, zu vollführen; er wollte mir einen Band seiner Handbibliothek zum Andenken geben; ich bat mir sein Andenken für liebe Reisende aus, das er mir noch in den Gasthof nachschickte. Um zwei Uhr Nachmittag bei dem trübsten Himmel und feinem Staubregen, verließ ich Zürich. Mit Sonnenschein im Herzen ging ich zum Stadtthore hinaus.

Brief an den Professor Reinhold.

Bern, den 9. November. 1793.

Wenn unter den vortrefflichsten Menschen leben, von lauter holden Gestalten umgeben seyn,

in einer der schönsten Städte Europens, in einer der reizendsten Gegenden der Schweiz wohnen, wenn dies ein Himmel auf Erden ist; so wohne ich seit acht Tagen in diesem Himmel. Ich hatte vergessen, daß der Weg in den Himmel durch's Fegefeuer geht; dies habe ich während meines Aufenthalts in Zürich überstanden, und dann erst fand das gerechte Schicksal mich der Seligkeit würdig, die ich jetzt genieße.

Kein Mensch kann in größerer Angst solche acht höllenbange Tage verleben, als ich in Zürich; kein Mensch freudetrunkener seyn, als in jenen Momenten, wo ich Baggesen's entscheidenden Brief erhielt, der alle meine Unruhe endete. O! in dem Momente, wo ich am Ziele zu seyn glaubte, durch Lavater's Bedenklichkeiten alle meine Hoffnungen so unvermuthet vernichtet zu sehen, und acht ewige Tage in einer quälenden Ungewißheit zuzubringen!

Ich denke, dies entschuldigt bei Ihnen den Schluß meines letzten Briefes, der in einem, mir sonst fremden, Tone geschrieben war. Es thut mir nur leid, daß ich Ihnen dadurch unnöthige Besorgnisse wegen meiner gemacht habe. Ich wäre,

gesetzt auch, das Aergste, was unter diesen Umständen für mich erfolgen konnte, wäre erfolgt, zwar nicht verhungert; aber was würde es mir gekostet haben, bis ich mich so weit beruhigt hätte, um mit frohem Muthe mich in mein Schicksal zu finden! Lavater hatte auf den schlimmsten Fall schon für mich gesorgt; aber die Bekanntschaft und Unterstützung dieses Mannes, so erfreulich sie unter andern Umständen für mich gewesen wäre, hätte mir dennoch meinen Verlust nie ersetzt. Gott sey gelobt, daß jene Krisis nun vorüber ist, und daß ich jetzt ungehindert dem Ziele meiner Wünsche entgegen sehen kann!

Ich glaube, daß ich so glücklich gewesen bin, mir während meines Aufenthalts in Zürich Lavater's Zuneigung zu erwerben; denn er hat mir mehrere unzweideutige Beweise davon gegeben. Er hat Pläne gemacht, mir dort, wenn es nöthig wäre, Arbeit genug zu verschaffen, hat mir erlaubt, so oft und so lange ich wollte, sein, in seiner Art einziges Cabinet zu besuchen, und hat seinen Bruder, sich und seine Frau von mir zeichnen lassen. Mit dem, was ich für ihn gearbeitet habe, war er im Ganzen zufrieden, und dem,

was er daran auszusetzen hatte, konnte ich leicht, und zu seiner völligen Zufriedenheit abhelfen. Aber bei alle dem habe ich doch zugleich gesehen und bin durch Gründe davon überzeugt, daß Lavater, obgleich junge Leute unter ihm viel Fertigkeit in Aug und Hand erlangen, doch nie einen Künstler im wahren Sinne des Wortes bilden wird. Von eigentlicher Kunst weiß er wirklich zu wenig, um Andere zu bilden, so viele und scharfsinnige Bemerkungen er auch als Physiognom und Psycholog über den Menschen gemacht hat. Hier geht es ihm gerade, wie mit seiner Philosophie, die nur einzig und allein für ihn brauchbar ist.

Was Lavater unter seiner Aufsicht und nach seinem Sinne machen läßt, wird gewissermaßen Fabrikarbeit. Er ist ein sonderbarer Liebhaber von starkem Colorit, und das Schlimmste ist, daß er in seiner Schule für Alles nur ein einziges Colorit hat. So ließ er z. B. von einem seiner Zöglinge die Zeichnung von Ihnen, die ich ihm mitbrachte, copiren, in Farben, wenn ich so sagen darf, übersetzen, und dermaßen roth und braun malen, daß sie durch diese übermäßige Färbung völlig unkenntlich ward; und doch war ihm das

recht. Ich glaube, wäre ich länger bei ihm geblieben, ich würde über diesen Punkt manche Debatten mit ihm gehabt haben.

Ich habe auf meiner Reise von Zürich bis Bern vier Tage zugebracht, weil ich unterwegs verschiedene Merkwürdigkeiten zu besehen hatte, und bin am ersten November in Bern eingetroffen. Die Wonne des Augenblicks, wo ich Baggesen umarmte, wage ich Ihnen nicht zu beschreiben.

Baggesen hatte mir eine so liebevolle Aufnahme in dem Hause seiner Schwiegerältern bereitet, daß ich hier bald wie zu Hause war. In den ersten Tagen habe ich fast täglich bei ihnen gespeiset, und nun wohne ich seit etwa drei Tagen bei einem Herrn Haller, der der jüngste Sohn des großen Haller und ein Onkel der Madame Baggesen ist. Nie habe ich in einer Familie solche Schönheit, Wohlgestalt und körperliche Stärke gesehen, als in der Hallerschen. Die Mutter der Madame Baggesen, ihre Tante, ihre Schwester, alle von dieser Familie, die ich bis jetzt kenne, zeichnen sich durch jene Wohlgestalt aus; vorzüglich aber dieser Haller, bei dem ich wohne. Er ist der erste Mann, der mein Ideal von männ-

licher Schönheit, was ich mir von den Antiken abstrahirte, und lange vergebens in der heutigen Welt gesucht habe, erreichte. Wie ein Halbgott des griechischen Himmels geht er unter den Zwergen und verunglückten Schöpfungen des jetzigen Zeitalters, wie ein Apoll unter den Hirten, einher, sicher und groß und herrschend, ohne es zu wollen, und ohne es zu wissen, denn sein Geist und Charakter entspricht ganz seiner Größe und Gestalt. In seiner Gegenwart finde ich die Helden der Vorwelt nicht mehr übertrieben, und mein Auge weidet sich noch immer mit neuem Wohlgefallen an diesem stattlichen Manne, den kein Mädchen mit reinerer Lust anschauen kann. Ich nenne ihn den Herkules Haller.

Jetzt etwas von unserer bevorstehenden Reise. Wir gehen in vierzehn Tagen nicht nach Italien, unserem bisherigen Plane gemäß, sondern für diesen Winter über München nach Wien, und von da über Klagenfurt u. s. w. nach Venedig. Wir können beide nicht Italienisch. Die Jahreszeit ist spät und unfreundlich, die Wege über die Gebirge wahrscheinlich schlecht, wenn nicht gefährlich. Ich that Baggesen den Vorschlag, zuerst nach

Wien zu gehen, und diese kleinere Reise als eine Vorbereitung auf die größere zu machen. Nach einigen Minuten war Baggesen auch, in Erwägung aller obigen Umstände, auf der Stelle entschlossen; wir nahmen sogleich alle Landcharten zur Hand, und reisten auf allen nur möglichen Wegen nach Wien, und im künftigen Herbste nach Italien.

Seit ich hier bin, wird mit Macht Italienisch gelernt, und in Wien, hoffe ich, werden wir durch fortgesetzten Fleiß uns der Sprache in soweit bemächtigen, daß wir uns mit den Eingebornen des Landes verständigen können. Ohne diese nothwendige Vorbereitung würden wir zu viel riskiren, in einem Lande, wo man vor Prellereien aller Art nicht behutsam genug seyn kann. Also zuerst nach Wien. In Wien bedürfen wir, unter andern unentbehrlichen Dingen, auch der Empfehlungen Reinhold's. Wir kennen die Liebe und Bereitwilligkeit unseres vortrefflichen Freundes so gut, daß wir dieser Gefälligkeit im Voraus versichert sind.

Ewig Ihr Sie verehrender und liebender

F e r n o w.

Fernow's Aufenthalt in Bern. Auszug aus seinem Tagebuche.

Sonnabend, den 2. November.

Früh um zehn Uhr ging ich auf die Promenade bei der Kirche, wo man eine schöne Aussicht gegen Süden hat, von der mir aber, wegen des umwölkten Himmels, der schönste Theil, die Schneegebirge, verborgen blieb. Der Platz zur Promenade ist nicht groß; aber die schönen Alleen, die vielen Sitze mit den Fußbretern, die Kirche, eines der schönsten gothischen Gebäude, die ich jemals sah, die beiden Pavillons auf der Balustrade, die tief unten brausende Aar, welche hier, besonders wenn sie reich an Wasser ist, sehr reißend und tobend seyn muß, und die herrliche Aussicht machen diesen kleinen Platz zu einem der reizendsten öffentlichen Spaziergänge, die ich jemals gefunden habe. Die vortrefflichen Arkaden, wodurch sich Bern vielleicht vor allen andern Städten Europen's unterscheidet, geben dieser Stadt einen ganz neuen eigenthümlichen Reiz, der sie jedem Fremden auf den ersten Anblick empfiehlt. Die Reinlichkeit der Gassen, und die schönen massiven Häuser, die breiten und geraden Straßen, und die

solide Pracht und Größe der öffentlichen Gebäude, die man in Bern findet, ist vielleicht einzig in ihrer Art. Alles ist Zeuge des Wohlstandes dieser glücklichen Republik. Gerade so breit, als die ganze Breite der Promenade, ist in der Aar, um sie prächtiger zu machen, ein Wehr angebracht, von dem das Wasser mit stärkerem Geräusche herabstürzt.

Nach dem Essen machte ich mit Baggesen einen Spaziergang um die Stadt und auf die Enge, eine reizende, wegen ihrer Aussicht auf die Schneeberge, vielleicht einzige Promenade, eine Viertelstunde von der Stadt am Ufer der Aar. Wir sahen nur einen sehr kleinen Theil der vorderen Schneegebirgswand, welche durch dicke schwere Wolken hindurchblickte, die den ganzen Prospekt verdeckten. Auf dem Rückwege kamen wir bei dem Hospitale vorbei, einem schönen Gebäude, das man eher für einen fürstlichen Palast, als für ein Armenhaus ansehen würde. Die simple Inschrift: Christo in pauperibus entspricht der edlen Größe des Gebäudes. Die Reinlichkeit und gute Pflege, die in dem Hospitale beobachtet wird, soll eben so vorzüglich seyn.

Da ich am Tage meiner Ankunft wegen Mangel an Platz im Hallerschen Hause noch nicht schlafen konnte, ging ich um zehn Uhr Abends ins Wirthshaus zum Adler, wo mich der besoffene Wirth wieder fortwies, mit dem Bedeuten, wo ich zu Abend gegessen hätte, könne ich auch schlafen. Ich ging darauf in eine Gesellschaft, wo ich aber in einem Zimmer, das bereits vier große Betten faßte, und wo zwei Personen schon im Bette lagen, ziemlich schlecht schlief. Ich suchte mir also heute ein besseres Logis im Storch, und ging dann zu Baggesen zum Thee. Er fragte mich unter andern: ob ich Maurer sey? und freute sich sehr, als ich es bejahen konnte. Wir haben nun nicht mehr nöthig, irgend etwas für einander zu verbergen. Um acht Uhr ging ich in mein neues Logis, wo ich aber wieder kein eigenes Zimmer, sondern eins bekam, worauf schon Jemand logirte. Indessen war es doch um hundert Prozent besser, als das gestrige.

Sonntag, den 3. November.

Wie wunderbar die Dinge sich fügen! Bagge-

sen sagte mir gestern, er habe einen italienischen Sprachmeister annehmen wollen, aber in ganz Bern keinen auftreiben können. Beim Erwachen, siehe! finde ich einen in dem, neben dem meinigen stehenden Bette, der vor zwölf Tagen hier angekommen ist, um in Bern die italienische Sprache zu lehren, ein Franzose von Geburt; der aber kein Teutsch kann, und mit dem ich schon den ganzen Morgen geradebrecht habe.

Nachmittags ging ich auf den Wall, um bei heutigem heitern Wetter die Schneeberge zu sehen. Einziger, unaussprechlicher, erhabener Anblick! Welche Masse, welche unübersteigliche Höhen! Noch immer hatte ich gezweifelt, ob die Berner Schneeberge einen schönern Prospekt geben würden, als die man über den Zürchersee sieht. Aber sie übertreffen diese weit, scheinen näher, sind gewaltiger, höher, schroffer, unersteiglicher und schöner von Form und Massen. Heute sah ich zum ersten Male die Jungfrau, die Wetterhörner, das Schreckhorn, das Finsteraarhorn; die höchsten Spitzen der Schweizergebirge, wenn man den Montblanc ausnimmt, der hier nicht sichtbar ist. Sie scheinen so nahe, daß man glaubt, in zwei bis vier Stun-

den hinkommen zu können, sie scheinen so hell und rein, daß man glaubt, einzelne Menschen auf dem reinen Schnee erkennen zu können, und doch sind sie 8 bis 20 und mehr Stunden von hier entfernt. Ungern trennte ich mich von dem Anblicke, und ging mit Baggesen nach Hause. Wir sprachen noch mit dem italienischen Sprachmeister über die Art des Unterrichts, und machten zugleich einen kleinen Anfang.

Den 6. November.

Ich ging, um meine Garderobe in etwas zu ergänzen, zum Schneider Biziot, einem Franzosen, der immer Ihr statt Sie sagte, welches mir sonderbar klang. Ich glaubte vor einem Fürsten zu stehen, indem ich vor meinem Schneider stand. Heute fing ich Hallers Porträt an, von drei bis sechs Uhr war ich in der italienischen Stunde. Baggesen lernt entsetzlich leicht und geschwind.

Den 18. November.

Heute besuchte ich mit Baggesen den Bildhauer Sonnenschein. Ihn selbst fanden wir nicht zu

Hause, aber seine älteste Tochter führte uns in sein Künstlermuseum, wo wir eine schöne Gruppe, Medea mit ihren beiden Kindern, sahen; aber das Porträt einer Demoiselle, oder, wie man hier besser sagt, Jungfer, von der vierzehnjährigen Tochter des Künstlers, wunderreizend und lieblich gemalt, zog unser Auge von dem Kunstwerke des Vaters ab. Die holde Künstlerin, eine schlanke, bescheidene, liebenswürdige Brünette, kam auch so, wie von ungefähr, durch das Zimmer gegangen, und sie wäre von mir, hätte ich nicht besonders darnach gefragt, nicht für die Künstlerin gehalten worden. Sie entzog uns eben so unbemerkt, wie sie kam, ihre liebliche Erscheinung wieder. Ich sah noch einige Arbeiten des Vaters, zwei kleine Gruppen aus der Schweizer-Geschichte, Fürst, Melchthal und Stauffach, die den Schweizerbund schwören, und Tell mit seinem Sohne; beide gar schön gruppirt. Ich fand in den Arbeiten dieses Künstlers mehr Kunst, in denen von Dannecker in Stuttgart mehr Simplicität und Natur.

Aus einem Briefe an Herrn Nauwerk.

Bern, den 24. November.

In Zeit von acht Tagen gehe ich mit Baggesen über Zürich, Augsburg, München, Salzburg und Linz nach Wien, wo wir uns einige Monate aufhalten werden, und dann zu Ende des Winters von da unsern Weg durch einen kleinen Theil von Ungarn, Kärnthen nach Venedig nehmen. Von da werden wir nach einem hinlänglichen Aufenthalte, um alles Merkwürdige zu sehen, über Mantua, Verona und Mailand im Frühjahre wieder nach Bern zurückkehren. Gegen künftigen Herbst treten wir sodann die große Reise nach Italien, Neapel und Sicilien an. Ich habe, während der Reise, alles frei, was ich brauche, blos während eines längern Aufenthalts an diesem oder jenem Orte lebe ich, wenn ich etwas verdienen kann, auf meine Kosten.

Ich schmeichle mir, daß Baggesens Bekanntschaft mir auch für die Zukunft von großem Nuzzen seyn wird, und daß ich vielleicht in Dänemark den Rest meines unstäten Lebens zubringen werde. Mein Herz schlägt freudig bei dem Gedanken, daß ich Dich, nach glücklich beendigter

Reise, einmal wiedersehen und mein Abentheuer Dir an traulichen Winterabenden erzählen werde. Denke Dir meine Wonne, wenn ich unsern alten Carstens in Rom wiedersehe! Daß er nur nicht bis künftigen Winter nach Teutschland zurückgeht!

Der erotischen Muse habe ich auf immer Lebewohl gesagt. Ich will mit keiner Geliebten leben, die ich nicht auch öffentlich produziren darf, und ich denke auch seit Jahr und Tag über manche Dinge ganz anders, als ehemals. Ueberhaupt werde ich mich wohl in der Folge weniger mit kleinen poetischen Arbeiten beschäftigen; denn im Grunde kommt doch bei dergleichen Tändeleien nichts Genugthuendes heraus. Aut Caesar aut nihil! Jetzt lerne ich mit aller Gewalt Italienisch, und wir werden es in Wien auch eifrig fortsetzen, um uns so gut wie möglich zu unsrer italienischen Reise zu präpariren. Nicht wahr, Du beneidest mich ein wenig? Ich denke im Grunde: besser beneidet, wie bedauert, und bin doch überzeugt: Du gönnst mir meine schönen Aussichten von ganzer Seele.

Ich hoffe noch sicher darauf, Dich vor meiner Abreise nach Italien künftigen Frühling hier in

der Schweiz zu sehen, und denke nicht vergebens zu hoffen. Komm lieber, theurer Bruder, und durchwandle mit mir die Schweiz. Mit 200 Rthlrn. kannst Du, besonders wenn Du Dich einschränken willst, und entbehrlichen Bedürfnissen entsagen gelernt hast, die ganze Reise bestreiten. Ich habe meinen Weg von Jena bis Zürich zu Fuße gemacht, bin vier Wochen unterweges gewesen, habe mir nichts versagt, was ich bedurfte, und die ganze Reise von einigen und sechzig Meilen kostet mich nicht mehr als 18 Rthlr. Wenn Du auch noch einmal so viel verbrauchst, so kommst Du doch hinlänglich aus. Da Dein Vater Dir überdies versprochen hat, Dich, nach vollendetem Studiren, eine Reise machen zu lassen, so denke ich, wird er um so eher Wort halten. Thue, was Dir irgend möglich ist, wir wollen hier selige Tage verleben! Die Schweiz ist doch das einzige Land auf Gottes Erdboden, wo kein uninteressantes Fleckchen ist. Ich bin hiervon überzeugt, obgleich ich erst, so zu sagen, die Vorrede gelesen habe, denn gerade diese vierzig Stunden, die ich in der Schweiz gereiset bin, sind das Uninteressanteste, das am wenigsten Schweizerische, und

doch bin ich zufrieden. Der Rheinfall, der Zürchersee, ein großer Theil der Juragebirge, die Aussichten auf die Schneeberge in Zürich und vorzüglich hier, haben mir schon gezeigt, was ich zu erwarten habe.

Leider ist jetzt der Himmel ewig mit Nebel und Wolken bedeckt, besonders in der Gegend der Gebirge, so daß ich nur erst zweimal an heitern Tagen diese unbeschreibliche Aussicht habe genießen können. Ich sehne mich nach dem Sommer, wo ich diesen Naturwundern näher seyn und die Schönheiten ihrer reizenden und schreckenvollen Thäler genießen werde.

Nirgends fand ich, so viel Orte Teutschlands ich sah und so viele Schönheiten ich auch musterte, so viel reizende und schöne Mädchen, besonders in den höhern Ständen, als hier. Bern ist das Cirkassien der Schweiz. So selten man an andern Orten eine Schönheit findet, so selten findet man hier eine Mißgestalt. Alle sind schön, von hoher, schlanker Jugendgestalt, von blühenden Wangen und den strahlendsten, beredtsten Augen, die bis in den innersten Winkel des Herzens hinabblitzen. Man darf nur eine Straße hinab-

gehen, um wenigstens einem halben Dutzend solcher herrlichen Geschöpfe zu begegnen, wo man eine noch schöner, als die andere, und die letzte immer als die schönste findet.

Einige dieser Heben, Junonen und Grazien habe ich bereits nachgebildet, und jede noch eine Stunde länger, als gewöhnlich, sitzen lassen, um mich recht mit Muße an ihrer Schönheit zu weiden. Selbst das abscheuliche Teutsch, das man hier spricht, wird in ihrem Munde lieblich und wohllautend. Mit einem Worte: Bern ist ein Himmel für den, der schöne Weiber lieb hat. Ein Muselmann würde hier sein Paradies, und in jeder Schöne eine Houri sehen. Aber Du weißt, reine Schönheit gewährt nur durch Anschauung Genuß; damit habe ich mich bis jetzt denn auch begnügt.

Grüße alles, was meiner gedenkt, und laß mich bald etwas von Dir lesen. Entweder im Schatten der Alpen, oder nach einigen Jahren in den sandigen Ebenen Deines Vaterlandes umarmt Dich wieder

Dein Dich brüderlich liebender

Fernow.

Den dritten December trat Fernow in seines Freundes Baggesen Gesellschaft die Reise nach Wien endlich an. Einige kleine Unannehmlichkeiten abgerechnet, gesteht er am Schlusse des mit beispielloser Treue jeden Tag durchgeführten Tagebuchs, mit seinem Aufenthalte in Bern sehr zufrieden zu seyn. Auch seine Kasse hatte sich wohl dabei gestanden. In dem einen Monate, den er dort zubrachte, hatt er funfzehn Porträte gezeichnet, die er alle am Ende des Tagebuchs genau angiebt.

An Professor Reinhold.

Wien, den 1. Januar 1794.

Ich weiß meinen Eintritt in das neue Jahr und in Ihre Vaterstadt, wo Baggesen und ich heute Abend um sieben Uhr glücklich und gesund eingetroffen sind, nicht würdiger und festlicher zu begehen, als durch eine Unterhaltung mit Ihnen, mein theurer, verehrter Gönner! O gewiß, wäre ich diesen Abend nicht bei Ihrem geliebten Baggesen, ich wäre bei Ihnen! Warum kann man nicht an zweien Orten zugleich seyn? So lange

ich hier bin, werde ich der waltenden Vorsehung danken, daß sie mich auf dem labyrinthischen Pfade meines Lebens gerade zu einer Zeit zu Ihnen führte, wo jede heitere Aussicht vor meinem Blicke zu verschwinden schien, wo ich auf das, was in meiner Lage mein höchstes Glück seyn konnte, bereits resignirt hatte; daß sie unter Tausenden mich des Vorzugs würdigte, den Faden meines Schicksals an Ihr und Baggesens seltnes Bündniß zu knüpfen, und mir dadurch eine Quelle süßerer Freuden zu öffnen, als ich bis dahin kannte, und deren Besitz, selbst in meinen kühnsten Hoffnungen, ich mir nicht vorzubilden wagte. Noch unendlich viel verdanke ich Ihnen über dieses. Ihre Lehren haben meinem Geiste in dem ungewissen Dunkel, worin er herumirrte, einen sichern Leitstern gezeigt, und Regionen geöffnet, die ihm sonst für immer verschlossen geblieben wären; Ihr Unterricht hat mich den hohen Werth des Lebens schätzen, die einzige Bestimmung meines Daseyns kennen, lieben und erringen gelehrt. O, könnte ich Ihnen heute, durchdrungen von inniger Liebe und Verehrung meinen Dank so lebhaft ausdrücken, wie ich ihn, so oft ich den Gang

meines Schicksals übersehe, in meinem Herzen empfinde!

Den 2. Januar.

So weit hatte ich gestern geschrieben, als man Ihren, mir unaussprechlich lieben Brief brachte; wie sehr danke ich Ihnen für diese Freude! Ich will jetzt, so gut ich kann, Ihnen einige Nachrichten von unserer Reise mittheilen. Wir wanderten am dritten December 1793 aus Bern. Baggesen, Liedemann, der daselbst drei Tage vorher angekommen war, und ich, überstiegen einige der kleineren Gebirge, und kamen am sechsten in Zürich an, wohin Rossolini, den Sie jetzt schon kennen werden, und der hernach bis Augsburg mit uns reisete, bereits acht Tage vorher abgegangen war. Lavaters Wiedersehen und Fichte's Bekanntschaft nenne ich hier als das Merkwürdigste für mich. Am achten reiseten wir wieder von Zürich ab. Fichte begleitete uns fünf Stunden bis Richterswyl. Hier machten wir die Bekanntschaft Pestalozzi's, zu welchem Fichte uns führte, und wo ich den Abend und folgenden

Morgen eine der geistreichsten Unterhaltungen meines Lebens genoß.

In den folgenden Tagen bestiegen wir bei schönem sonnigen Wetter die Toggenburger Gebirge, und kamen durch einen Theil des Appenzeller Landes über St. Gallen, und am eilften December an die Gränzen der Schweiz. So wie wir der Schweiz Lebewohl sagten, verließ uns auch das schöne Wetter. Um nicht in Regen und Koth zu waten, fuhren wir bis Bregenz, von wo wir unsern Weg wieder an folgenden Tagen zu Fuße fortsetzten.

Wir befanden uns jetzt auf österreichischem Boden, und man gab uns dies auf eine sonderbare Art zu verstehen. Wir gingen am zwölften früh, nichts Widriges ahnend, aus Bregenz, und waren eben etwa eine kleine halbe Stunde gegangen, als zwei Soldaten aus allen Kräften hinter uns gelaufen kamen, um uns einzuholen. Mich, der ich von der ganzen Karawane am verdächtigsten aussah, griff der eine an die Brust: „Steh Kerl! Du mußt mit nach Bregenz zurück!“ rief er. Der andere machte es mit Baggesen eben so. Wir faßten uns, sahen bald, daß

wir durch Widersetzlichkeit nichts ausrichten würden, und folgten, schmälend über die verdammte Polizei, die uns von der Landstraße zurückholen ließ, um uns zu examiniren, den beiden Soldaten, die einige Schritte weiter noch ein Reservekorps von zwei Mann bei sich hatten. So führte man uns wieder in die Stadt zurück, unter einem glänzenden Gefolge des Gassenpöbels, der haufenweise sich versammelt hatte, in die Kanzlei, wo man unsre Pässe untersuchte, und sich mit den jetzigen Zeitumständen entschuldigte, die solche Maßregeln nothwendig machten. Baggesen las den Herren einen kleinen Text, und bat sie, im Namen aller Reisenden, künftig besser in den Wirthshäusern und an den Thoren zu wachen.

In Augsburg langten wir am siebzehnten December glücklich an; wir hatten jetzt von Bern aus drei und neunzig Stunden zurückgelegt. Unser Aufenthalt daselbst, der bis zum ein und zwanzigsten December dauerte, war sehr uninteressant. Das Wetter war jetzt allmählich immer schlechter und die Straßen immer schmutziger geworden; wir nahmen daher, nachdem Liedemann und Ros-

solini uns verlassen hatten, einen zurückfahrenden Lohnkutscher, der uns den folgenden Tag nach München brachte, wo wir vier Tage verweilten. Von München fuhren wir am zweiten Weihnachtsfeiertage mit der Diligence nach Salzburg, trafen hier am folgenden Abende ein und gewannen am andern Morgen nur noch eben Zeit, eine Stunde lang diese schönste aller Städte, die ich bis jetzt gesehen habe, flüchtig zu durchwandeln. Wir glaubten in einer italienischen Stadt zu seyn; die Häuser sind alle in gutem Geschmack, und was den schönen Anblick noch um Vieles verschönerte, mit flachen Dächern gebaut. Schöne Kirchen und öffentliche Gebäude sieht man hier. Die Lage des Ortes ist einzig in ihrer Art, und mit den schönsten Gegenden in der Schweiz zu vergleichen; aber schöne Menschen fanden wir nicht. Nächst den Bernerinnen haben wir in München die schönsten weiblichen Bildungen und vorzüglich am letztern Orte, so wie in ganz Baiern, schöne, große und wohlgebildete Männer gefunden. Nach zwei, auf der Diligence schlaflos durchfahrenen, Nächten, erreichten wir den neun und zwanzigsten Linz, trafen hier einen Retourwagen nach Wien,

und kamen so am Neujahrstage wohlbehalten in dieser Hauptstadt an.

Wir sind gerade einen Monat lang von Bern bis Wien unterweges gewesen. Unsere Reise würde, besonders von Augsburg an, vielleicht interessanter gewesen seyn, wenn wir sie, wie von Bern bis Augsburg, zu Fuße gemacht hätten; aber das neblichte, feuchtkalte Wetter würde dies auf die Länge zu ermüdend gemacht haben. Baggesen hat freilich auf der Reise gelitten; aber mehr durch die Trennung von seiner geliebten Gattin, als durch die Strapazen, gegen die sein Körper ziemlich abgehärtet ist. Ich hoffe, er wird diese Trennung, die er sich durch vieles Briefschreiben nach, und Briefempfangen von Bern bisher einigermaßen erträglich gemacht hat, nach und nach ruhiger ertragen lernen, als es ihm im Anfang möglich war, u. s. w.

Fernow.

An Professor Reinhold.

Klagenfurt, den 11. Februar.

Nie habe ich das Unvermögen meines geringen Talents, Geist und Charakter eines lebendigen

Urbildes treu, lebendig und geistvoll in die todten Züge einer Zeichnung zu übertragen, inniger empfunden, als bei dem Versuche, Ihnen ein ähnliches Bild Ihrer vortrefflichen Schwester zu liefern; und nie habe ich zugleich so heiß gewünscht, ein vollendeter Meister in meiner Kunst zu seyn, als in jenem Augenblicke. Mit diesem aufrichtigen Bekenntnisse übergebe ich Ihnen jetzt meinen unvollkommenen Versuch. Nicht allein das Vermögen, den Geist des Urbildes richtig zu fühlen, und mit der Einbildungskraft aufzufassen, sondern auch das Vermögen, ihn eben so treu, wahr und lebendig in der Nachbildung wieder darzustellen, ist die Bedingung der Meisterschaft in der Kunst. Das Erstere glaub' ich mir zutrauen zu dürfen, denn sonst würde ich an meinem Weiterkommen mit Recht verzweifeln; aber das Letzte ist eine noch nicht überwundene Schwierigkeit für mich. Wie lange sie dieses bleiben, ob sie es je für mich zu seyn aufhören wird, das kann, neben meinem guten Willen, allein vom Schicksale abhängen. Ob es diesem Ernst seyn wird, eine glückliche Wendung für mich zu nehmen, oder nicht! dies muß ich erwarten. Ich

schätze mich auch in so fern jetzt glücklich, daß meine gegenwärtige Lage für eine solche günstige Wendung mir wenigstens die Hoffnung läßt.

Wird es mir möglich, daß ich dereinst Italien auf längere Zeit, und nicht blos auf einer flüchtigen Durchreise sehen kann; so verzweifle ich nicht an der Erreichung jenes mir noch fehlenden; wo nicht — wohlan! so war meine Hoffnung freilich ein leerer, aber doch ein süßer Traum, aus dem ich wenigstens mit dem tröstenden Bewußtseyn erwachen werde, daß die Schuld meiner Mittelmäßigkeit nicht an mir lag. Und so gehe ich meinem Verhängnisse mit heiterer Stirn entgegen.

In artistischer Rücksicht habe ich von dem bisherigen Theil meiner Reise wenig Nutzen gehabt; ich muß das Beste von dem Künftigen hoffen. Gesehen habe ich freilich manches Schöne der Kunst in Wien; aber auch nur gesehen. Ob ich in Venedig und Triest mehr als sehen werde? weiß ich nicht; aber fast zweifle ich daran; denn wir machen unsere Reise etwas eilfertig. Wir werden nicht länger, als etwa acht Tage in Venedig, und auch wohl nicht länger, als eben so lange, in Florenz verweilen.

Baggesen reist auf Flügeln der Liebe; er fühlt sein Wesen getheilt und wird keine Ruhe haben, bis es wieder vereinigt ist. Schon hat er von der Anfangs zu dieser Reise bestimmten Zeit von fünf Monaten einen abgekürzt; die Tour der Reise aber ist vergrößert. Es lag nicht mit in dem Plane, Florenz auf dieser Reise zu besuchen, jetzt, da der Baron Herbert mit uns die Reise macht, erweitern wir die Tour über Florenz und Livorno, und werden dessen ungeachtet schon zu Ende des Aprils wieder in der Schweiz seyn. Unser Aufenthalt darf also an allen Orten, die wir besuchen, nur kurz seyn; und so ist für mich an kein ruhiges Studium zu denken. In anderer Rücksicht hingegen wird diese Reise doch immer sehr lehrreich für mich werden.

Jetzt erlauben Sie mir, daß ich Ihnen Einiges von dem Fortgange unsrer Reise selbst erzähle. Baggesen und ich haben in Wien nicht beisammen gewohnt. Er hatte sein Logis bei einem gewissen Herrn von D., demselben, der mit in Jena war; und ich wohnte im Hinterhause des ***schen Hauses, in dem man mich mit Gefälligkeiten und Freundschaftsbezeugungen überhäuft hat, die immer ein

dankbares Andenken in meinem Herzen zurücklassen werden. Auch in dem Hause Ihrer Frau Schwester bin ich so wohl aufgenommen worden, wie ich es nicht erwarten konnte, und die Stunden, die ich dort zugebracht habe, werden mir unvergeßlich seyn. Meine Abende habe ich größtentheils bei W., wo ich fast immer einen Kreis vorzüglicher Menschen fand, zugebracht und in meinen müßigen Stunden zu Hause die Kritik der Urtheilskraft durchstudiert, um auch mein Studium der Philosophie nicht ganz auf der Reise zu vernachlässigen. So habe auch ich, für meinen Theil, mir den Aufenthalt in Wien so interessant und nützlich, als es unter meinen Umständen möglich war, gemacht.

Am dritten Februar reis'ten wir mit der Diligence von Wien ab und kamen bald aus der trüben, neblichten, kothigen und gewühlvollen Sphäre, in der wir einen ganzen Monat lebten, in die reinere und höhere von Ober-Steyermark, wo wir den Winter in seiner ganzen Strenge, aber auch in seinen vollen, einfachen Herrlichkeiten herrschend fanden. Durch dieses ganze Land, und durch den größten Theil von Kärnthen bis

Klagenfurt ging unser Weg beständig durch Gebirge, und schöne, romantische Thäler, denen zu ihrer ganzen Schönheit freilich der Reiz und das Leben der blühenden Natur fehlte. Aber auch der Winter ist in diesen Gegenden nicht freudenleer. Wir hatten am Tage eine reine, heitere Winterluft, und die stillen, strengen, sternenhellen Nächte ließen uns auch im Dunkel die Gegenden, die wir durchreis'ten und die verschiedenen Abwechselungen erkennen.

Den achten dieses Monats kamen wir glücklich in Klagenfurt beim Baron Herbert an. Seit dieser Zeit leben wir hier im Kreise edler, vortrefflicher Menschen so froh, als möglich. Hier werden die Mittags- und Abendmahlzeiten zu frohen sokratischen Festen, wo ernste Weisheit mit froher Laune, und Lieder der Freude mit philosophischen Gesprächen wechseln, wo bald Minerva, bald Hebe uns mit ihren Gaben erfreuen. Solche Tage sind wahres Leben; sie sind helle Punkte unsrer Reise, deren wir schon einige gefunden haben, und um deren willen man allein die Mühseligkeit derselben vergessen würde, wenn sie auch sonst keine Entschädigung gewährte.

Die Philosophie hat hier ungemein viel Freunde. Der ganze Zirkel in Herbert's Hause ist in ihre Geheimnisse mehr oder weniger eingeweiht, und die beiden Baronessen von D. sind ein Paar Priesterinnen von vorzüglicher Fähigkeit! Baggesen ist der Meinung, er habe bisher keine Frauenzimmer gefunden, die den Geist dieser Philosophie so ganz gefaßt haben, als diese beiden. Sie haben Kant's sämmtliche Kritiken sowohl, als Ihre Schriften studiert, und, wie aus ihren Gesprächen zu schließen ist, verstanden. Es war mir zum ersten Male gar besonders zu Muthe, als ich zwei Mädchen von Kategorien und Antinomien so geläufig sprechen hörte, als Andere gewöhnlich von Putz, Mode und Wetter. Sie haben durch ihre Philosophie ihrer Weiblichkeit keinen Eintrag gethan, denn die eine ist geliebt und die andere liebenswürdig. Da nun sogar die Damen hier Selbstdenkerinnen sind, so wird den ganzen Tag philosophirt und polemisirt, und die Unterhaltung nie matt und fade.

Herbert ist einer der vortrefflichsten Menschen, bei dem Kopf und Herz im besten Gleichgewichte stehen, und seine Lage in der Welt ist, glaube

ich, so glückselig, als er selbst des Glückes würdig ist. Er hofft Sie in Kiel zu besuchen, wenn es nicht bei dem bloßen Vorsatze bleibt.

Am vierzehnten dieses werden wir von hier über Triest nach Venedig abgehen. Ein gewisser Herr Rauscher macht diese Reise mit, der ein vortrefflicher Mensch ist. Kommt nun Erhard, wie er versprochen hat, noch als Gefährte hinzu, so kann ich mit Recht fragen, wo eine zweite ähnliche Reisegesellschaft existirt? Wie glücklich bin ich, ein Mitglied derselben zu seyn! Wenn Baggesen nur die Reise glücklich übersteht, so soll zu meiner Zufriedenheit nichts fehlen. Gern möchte ich ihm einen Theil meiner bisher unerschütterten Gesundheit abgeben, wenn es möglich wäre.

Ich empfehle Sie und mein geliebtes teutsches Vaterland dem Schutze der Vorsehung, indem ich mich auf einige Zeit, und zum ersten Male von letztem trenne. Ihre Liebe, das weiß ich, wird mir auch jenseits der Alpen bleiben, so wie mein Herz in dem Besitze derselben sich ewig froh und glücklich fühlen wird.

Ihr

Fernow.

An Herrn Professor Reinhold.

Florenz, den 17. März 1794.

Mein verehrungswürdiger Lehrer und Freund.

Schreiben Sie es einzig den vielen Hindernissen und Zerstreuungen der Reise zu, daß ich Ihnen so lange keine Nachrichten von der Gesundheit unsers Baggesen — die meinige versteht sich von selbst, und von dem glücklichen Fortrücken unsrer Reise gegeben habe. So sehr auch in einer zahlreichen Gesellschaft das Vergnügen der Reise gewinnt, so raubt sie doch zugleich fast alle Muße, die man allein, oder in kleinen Gesellschaften den beständigen Störungen abgewinnen kann. So geht es mir jetzt. Wie ein unbedeutender Schneeball, den irgend ein Zufall vom Gipfel eines Berges herabrollt, endlich zu einer Lavine heranwachsen kann, so rollte auch ich, vom Schicksal fortgestoßen, von Jena's nackten Bergen herab, vereinigte mich in Bern mit Baggesen, Rossolini und Liedemann, welche aber beide nur eine Strecke lang mit uns rollten; in Klagenfurt mit Herbert und Rauscher; in Venedig mit Doktor Friedländer aus Königsberg, und in Verona mit Erhard;

und so haben wir uns, sechs Personen stark, bis Florenz, dem entferntesten Punkte unsrer Reise, fortbewegt. Hier aber wird, wie es scheint, die Lavine aus einander stieben; obgleich der Plan war, daß wir Alle, bis auf Friedländer, der weiter nach Rom und Neapel geht, zusammen bis Bern reisen wollten. Aber Umstände, auf die wir nicht rechnen konnten, belehren uns, daß dies nicht der Wille der Vorsehung ist, die über uns und, ohne mir zu schmeicheln, daß die Vorsehung mehr für mich, als andere Menschen sorge, seit Jahr und Tag, besonders sichtbar über mich gewaltet hat. Durch unangenehme Nachrichten aus Bern dazu bestimmt, geht Baggesen so schnell, als möglich, dahin zurück. Sein Schwiegervater, der Altlandvogt Haller von Schenkenberg, ist gestorben, Frau und Kind sind krank, und der arme Baggesen ist durch diese Nachrichten in die tiefste Bekümmerniß versetzt.

Sobald ich die Merkwürdigkeiten in Florenz gesehen habe, kehre ich, durch Herbert's Unterstützung dazu in den Stand gesetzt, von hier nach Bologna zurück, um dort zu bleiben, und mein Kunststudium fortzusetzen. Der edle Herbert ward von

dem Anblick der guten Anstalten des dortigen Künstlerinstituts, von der Menge vortrefflicher Kunstwerke, die Bologna besitzt, von dem Eindruck, den diese auf mich machten, und von dem Genius der Menschlichkeit, der ihn nie verläßt, dazu beseelt, daß er mir auf der Stelle eine jährliche Beisteuer von hundert Gulden anbot, wenn ich Lust hätte in Bologna zu bleiben und zu studieren. Ueberrascht von dieser unerwarteten Großmuth, konnte ich in dem Augenblicke nichts, als danken.

Ich sagte Baggesen von diesem neuen Stern an dem Horizonte meines Schicksals; er war erfreut, lobte Herbert's großmüthiges Anerbieten und meinen Entschluß, es für's Erste anzunehmen, und wir sprachen ausführlicher darüber. Daß von hundert Gulden jährlicher Einnahme nicht für mich zu leben sey; daß ich es mit dieser kleinen Summe in der Tasche nicht wagen könne, mich zum Hierbleiben zu bestimmen, in einem fremden Lande, und an einem Orte, wo es nicht an jungen Künstlern fehlt, die geschickter sind, als ich, daß ich daher, wenigstens in den ersten Jahren nicht, Arbeiten für Geld erwarten

dürfe, und auch selbst dann, wenn ich welche bekäme, meinen Zweck, der nicht blos darin besteht, nur zu leben, nicht erreichen würde; daß ich ganz ohne Arbeit um Brod, mich ruhig dem Studium der Kunst überlassen, oder ferner ums Brod arbeiten und auf weitere Künstlerbildung Verzicht thun müsse; dies war ungefähr das Resultat meiner Ueberlegungen, die mich abhielten, daß ich nicht mit beiden Händen Herbert's Antrag annahm.

Herbert sowohl, als Baggesen fanden meine Einwendungen gegründet genug, und versprachen mir, diese Schwierigkeiten durch ihre Vermittelung so zu heben, daß ich in den Stand gesetzt werde, ohne Sorge für meinen Lebensunterhalt, und die daraus nothwendig entspringende Versäumniß und die Störungen im Studium, wenigstens einige Jahre in Italien leben zu können. Beide rechnen besonders auf den jungen Grafen von Burgstall, der jetzt bei Ihnen lebt, einen edlen, reichen und ledigen Mann, von dem ich, ohne irgend einen Andern, der nähere und gerechtere Ansprüche, als die er ihm selbst geben will, auf seinen Ueberfluß

haben könnte, zu beeinträchtigen, eine solche Unterstützung wohl annehmen dürfte.

Wenn ich je einen Menschen um Unterstützung ansprechen muß, so will ich dies lieber bei einem Edlen, als bei einem Großen (in dem Sinne nämlich, wie das Wort groß in der Welt gäng und gebe ist) thun. So viel ich von dem Grafen gehört, und aus Ihrem eignen Briefe an Baggesen gesehen habe, ist er einer der edelsten, jungen Männer, und im völligen Besitze Ihrer Freundschaft und Ihrer Achtung.

Baggesen und Herbert haben mir versprochen, deshalb an Sie und den Grafen zu schreiben, Baggesen kann in der Stimmung, worein die Nachrichten aus Bern ihn versetzt haben, dies unmöglich jetzt thun, und Herbert's Tugend besteht, wie Sie schon längst wissen, mehr im Handeln, als im Briefschreiben. Um nun bald zu mehrerer Gewißheit über mein Schicksal zu kommen, wende ich selbst, mit Baggesen's Billigung, mich an Sie, und übergebe die Entscheidung desselben, in so fern sie von Ihrem Einfluß auf den Grafen und von Ihrer gütigen Anwendung desselben abhängt, in Ihre Hände. Viele unvergeßliche Beweise des

Antheils, den Sie an meinem Schicksale nehmen und Ihres freundschaftlichen Wohlwollens gegen mich, geben mir ein uneingeschränktes Vertrauen, daß Sie, wenn meine Bitte überhaupt Statt finden kann, das thun werden, was Sie meinem Wohle am zuträglichsten halten, und daß Sie, wenn Sie es nicht für thunlich halten, mir eine Bitte verzeihen werden, die ich aus Liebe zur Kunst, nicht, um mir mein Daseyn leichter und bequemer zu machen, an Sie thue.

So würde dann, wenn alles nach meinen Wünschen ginge, das, was ich mir ehemals in meinen kühnsten Hoffnungen kaum möglich dachte, wirklich werden. Ich würde, umgeben von den Kunstwerken der lombardischen Schule und von den Werken Raphael's, Guido's, Titian's, täglich mein Auge und meine Hand in der Nachbildung und Betrachtung ihrer unsterblichen Meisterwerke üben, und in der Nähe von Florenz und Rom, auch dort mit leichter Mühe meine Bildung fortsetzen können, wenn ich in den ersten Gründen mich etwas fester gesetzt hätte. O, mit dieser hellen und heitern Aussicht wird mir Italien, das ich schon jetzt paradiesisch fand, ein Himmel wer-

den, aus dem ich einst mit geläutertem Geschmack, mit geübterer Hand und mit einem, von dem Ideale der Schönheit verklärten Auge die göttlichen Formen der jugendlichen Vorwelt mit reinem Sinn aufgefaßt, in mein kunstbedürftiges Vaterland zurückbringen und zur Bildung Anderer darstellen kann.

So flüchtig ich während unsrer Reise auch nur die vorzüglichsten Malereien betrachten, so wenig ich sie durch ruhige Betrachtung ganz verstehen lernen konnte, so viel Nutzen habe ich doch von diesem Durchlaufen durch die venetianische und lombardische Kunstschule gehabt. Vieles dämmert vor meinem Blicke, was damals in Nacht verhüllt lag, und wenn ich auch nur dann und wann unvermuthet den Schlüssel zu einer Hieroglyphe finde, so ist das Bewußtseyn, ihn gefunden zu haben, mir doch ein Beweis, daß ich einmal diese Sprache verstehen, vielleicht noch selbst sprechen werde.

Ich eile, Ihnen jetzt noch Einiges von unsrer Reise zu melden.

Je tiefer wir in Italien kommen, je interessanter wird Alles um uns her. Jedes Fleckchen

Erde ist hier bedeutend, entweder durch Schönheit der Gegenwart, oder durch den Geist der Vorzeit, der unter den gesunkenen Trümmern eines mächtigen, einst die Welt beherrschenden Volks, das jetzt kaum noch Sinn für die Größe seiner Väter hat, den Wanderer anweht. Immer wird darum Italien das interessanteste Land der Welt bleiben; auch wenn es nicht diese üppigen Fluren, diese reizenden Hügel, diese gesegneten Thäler, diesen wollüstigen Himmel und diesen ewigen Frühling hätte.

Von Triest schwammen wir in einer Barke bei fast gänzlicher Windstille in dreißig Stunden den adriatischen Meerbusen hinüber nach Venedig. Wir blieben alle wohl im Schiffe, und keiner von uns hielt es rathsam, sich mit dem adriatischen Meere zu vermählen. Am drei und zwanzigsten Februar früh mit dem grauenden Morgen stiegen die Thürme Venedigs vor uns aus den Wellen herauf. Nach einigen Stunden waren wir schon in den Lagunen, dieser schwimmenden Welt, und um zehn Uhr auf dem Markusplatze, in dessen Nähe wir, nach einer halbstündigen Kontumaz, uns debarkirten.

Venedigs gesunkene Herrlichkeit duftete uns schon, ehe wir den Fuß ans Land setzten, entgegen, und mit zugehaltenen Nasen eilten wir über den Fischmarkt. Auf dem Markusplatze umfing uns das Gewimmel von Masken, Müßiggängern, Seiltänzern, Bärenhäutern, Zahnärzten, Taschenspielern und Gauklern aller Art, womit er von Morgen bis Mitternacht, besonders in der Karnevalzeit, angefüllt ist. Unwillkürlich sah ich mich mitten im Gedränge nach dem Armenier um, der mir vor allem, was ich von Venedig gelesen, am hellsten vorschwebte; aber ich sah ihn nicht. Wir bezogen den Gasthof zur Königin von Ungarn, hatten noch einige Stunden mit Schiffern, Lastträgern und Mauthbedienten zu zanken, und der erste Tag ging größtentheils mit Untersuchung der Frage hin: ob wir denn wirklich in Venedig seyen?

Manche Gegenstände überzeugten uns freilich davon, aber wir fanden doch fast Alles weit unter unserer Erwartung. Wir hatten die, durch tausend Reisebeschreiber gepriesenen, Herrlichkeiten Venedigs nach einem etwas zu großen Maasstabe unsrer Einbildungskraft vorgemalt, und fanden

jetzt das Gegentheil. Venedig ist, die Eigenthümlichkeiten, die es zu Venedig machen und vor allen Städten der Welt auszeichnen, abgerechnet, die stinkendste, schmutzigste, häßlichste Stadt, die ich gesehen habe. Es hat die engsten, krummsten Gassen, welche man sich denken kann, die freilich mit Marmorplatten gepflastert sind, aber dadurch doch keinen Menschen, der an Licht und Sonne gewöhnt ist, für Beraubung der Sonne und des Tageslichts schadlos zu halten vermögen, denn beide können in die meisten Gassen das ganze Jahr lang nicht hinabdringen.

Freilich sind hier Paläste von Palladio und Sansorino, die ihres Gleichen in der Welt suchen, und Kirchen, die es werth sind, Tempel Gottes für Menschen zu seyn; freilich ist die Aussicht über's Meer, die man vom Markus-Thurme hat, über die Venedig rings umgebenden, mit schönen Kirchen und Klöstern bebauten Inseln, über die fernen Gebirge Tyrols, und über die ungeheure Stadt selbst einzig in ihrer Art; aber Venedig hat keinen Frühling, keine Spaziergänge, keine Rosenlauben; es ist eine Welt von Steinen, und ein ewiges Einerlei herrscht hier bei dem Wechsel

der Jahreszeiten in der übrigen Welt. Keinem Bürger aus dieser, wenn er nicht von den Palästen Italiens berauscht, sich und die Welt vergißt, wird es möglich seyn, lange in dieser engbrüstigen, beklemmten Existenz auszuhalten; er wird sich bald wieder nach der Terra ferma, ihren grünenden Fluren, ihren duftenden Wiesen und geräuschlosen Hütten zurücksehnen.

Dies waren oft die Empfindungen, die sich mir aufdrängten, beim Anblicke des aus Wollust und Leiden, aus Reichthum und Elend, aus Nobili und Pöbel, aus Andächtigen und Narren, aus Lechzenden und Satten, aus Genießenden und Genossenen zusammengedrängten Menschenhaufens, der während des Karnevals in Entzücken und Taumel schwimmt, und die übrige Zeit in Druck und Elend vegetirt. In diesen drei Monaten des Müßiggangs verlieren Tausende die Lust zur Arbeit für die übrigen neun Monate, und werden Betrüger, Kuppler und Bettler.

Von letztern wimmelt es auf allen Plätzen, auf allen Gassen, überall, wo so viel Platz ist, daß ein Elender liegen kann, um mit seinen Eiterbeulen und Wunden von dem, vor Abscheu zu-

rückfahrenden Fremden, einige Sols zu erbetteln. Man findet ganze Gruppen dieser Elenden, die so kunstmäßig komponirt und auf den Effekt berechnet sind, daß man den Geschmack und den Erfindungsgeist bewundern muß, der Gegenstände des Elends und Entsetzens ästhetisch darzustellen sucht.

Wir haben alle acht Theater besucht, eins ausgenommen, wo nur Possenspiele für den untersten Pöbel gegeben wurden. Man kann nichts Blendenderes und Prächtigeres sehen, als den Glanz und die Pracht des Theaters al Fenice und al S. Gasparo, gegen welche die des Wiener National-Theaters gänzlich schwinden. Schönheit der Tänzer und Tänzerinnen, die herrlichste Musik, Schönheit und Pracht der Dekorationen und Kostüme, alles vereinigt sich durch den mächtigen Zauber so vieler zu einem Zweck versammelten Künste, den wollüstigsten Genuß zu verschaffen und alle Sinne zu berauschen.

Venedig besitzt eine Menge von Kunstsachen. Wir haben so viel gesehen, als ein Aufenthalt von acht Tagen erlaubt. Es ist nicht möglich, alles in dieser Zeit zu sehen; es ist auch nicht nützlich.

Wir gingen zu Wasser auf der Brenta nach Padua, hielten uns dort nur einen halben Tag auf, gingen am folgenden nach Vicenza, wo wir zwei Tage stille lagen, und die Werke Palladio's fleißig betrachteten. Hier habe ich zuerst das Schöne in der Baukunst ganz empfunden. Vicenza's Gegenden sind herrlich und fruchtbar. Hier beginnt der Garten, den wir bis an den Fuß der Apenninen durchwandelt sind; denn die ganze Lombardei ist zwar eine unermeßliche Fläche, deren Einförmigkeit uns oft ermüdet hat; aber sie ist in ökonomischer Rücksicht nur ein einziger großer Garten.

In Verona blieben wir anderthalb Tage. Alle Gegenstände werden hier schon merkwürdiger, italienischer. Die ehrwürdigen Ueberreste des Amphitheaters, des besterhaltensten in der Welt, setzten uns in süßes Staunen. So ein Werk, gegen das unsere neuern Paläste und Schauspielhäuser nur Kartenhäuschen sind, konnten Menschenhände aufthürmen! Hier stieß Erhard zu uns. Er war schon den Tag vorher angekommen; mit ihm wuchs das Interesse unserer Reise um ein Großes.

In Mantua besahen wir blos den Palast del T.,

wo Julius Romanus in seiner kühnen Größe glänzt; sein Riesensturz, der einen ganzen gewölbten Saal, die Decke mit den vier Seiten, einnimmt, welche zusammen nur ein großes Gemälde ausmachen, zeigt, daß er würdig ist, Raphael's Liebling und Schüler zu seyn. Von da fuhren wir in zwei Tagen bis Modena, eine der schönsten Städte, die wir bis dahin gesehen hatten, brachten anderthalb Tage mit Besichtigung der dortigen Kunstwerke und der Stadt zu, und fuhren nach Bologna hinüber, das nur vier Meilen entfernt ist.

Hier haben wir in zwei Tagen mehr Schönes gesehen, als wir fassen konnten. Es wären so viele Monate nöthig gewesen, aber wir konnten jetzt nicht länger bleiben. Baggesen sowohl, als Rossolini haben Eile, um wieder zurück zu kommen. Hier war es, wo Herbert mir sein Anerbieten that, und hier wird es seyn, wo ich, wenn ich nur dreihundert Gulden jährliche Einnahme haben kann, durch den Aufenthalt einiger Jahre mich zu einer Wanderung nach Rom, das ich nun mit leichter Mühe besuchen kann, vorbereiten werde.

Ueber unsere Erwartung befriedigt, verließen wir Bologna und betraten auf der nächsten Sta-

tion den ersten Fuß der Apenninen, über die wir, nach einer zweitägigen Reise glücklich in Florenz ankamen. Die acht Tage, welche wir in Florenz verleben, werde ich größtentheils unter den hiesigen Meisterwerken der Kunst zubringen. Man muß sie oft sehen, um sie mit Nutzen zu sehen; bei den ersten Besuchen reißt die Neugierde uns zu sehr von einem Gegenstande zum andern fort.

Wenn Herbert von Florenz weiter nach Livorno geht, kehre ich über die Apenninen nach Bologna zurück. Ich bitte Sie, mir daher gerade nach Bologna in einigen Zeilen zu schreiben; ob ich auf eine Beisteuer vom Grafen rechnen kann, oder nicht? So unangenehm es mir ist, Baggesen verlassen zu müssen, so glücklich preise ich mich auf der andern Seite, daß ich dem Ziele meiner Wünsche schon jetzt so nahe bin. Gott segne Sie und erhalte Sie noch lange Zeit

Ihrem Sie ewig liebenden und verehrenden

Fernow.

Herrn Professor Reinhold.

Mailand, den 26. März 1794.

Als ich Ihnen aus Florenz schrieb, glaubte ich nicht, daß ich mich Teutschlands Gränzen so bald wieder nähern würde, und doch bin ich jetzt schon wieder um fünfzig Meilen weniger von Ihnen entfernt.

Baggesen entschloß sich sogleich, nach Empfang jenes Briefes mit den unangenehmen Nachrichten zu einer schnellen Rückreise, nachdem er den folgenden Posttag vergebens auf einen zweiten Brief gewartet hatte. Wir trennten uns daher am dritten Tage nach unserer Ankunft in Florenz von unserer bisherigen Reisegesellschaft, und sind nach einer sechstägigen Reise über die Apenninen zurück durch die Lombardei glücklich bis hierher gekommen. Es war meine Pflicht, sobald Baggesen es wünschte, ihm auf der Rückreise Gesellschaft zu leisten, da Herbert nicht sogleich mitgehen konnte. Baggesen war, 'wie Sie sich leicht vorstellen können, seit dem Empfang jenes Briefes sehr unruhig und betrübt, faßte sich jedoch während der Reise, durch allerhand Zerstreuungen ermuntert, etwas, so daß er wieder für den Genuß des Schönen empfänglich wurde und sich in Parma an

einem herrlichen himmlischen Gemälde von Correggio, desgleichen vielleicht kein zweites in der Welt mehr ist, erquicken und erfreuen konnte.

Die Lombardei mag ein fruchtbares, gesegnetes Land seyn, aber für den Reisenden ist sie das langweiligste unter der Sonne. Sechs Tage fortdauernd, durch unabsehbare Straßen auf einer ewigen Fläche, zwischen, Soldaten gleich, in Reih und Glied gestellten nackten Maulbeerbäumen, die noch die wenige Aussicht, die man auf einer weiten Ebene haben kann, völlig hindern und rauben, das ist das Loos dessen, der die Lombardei durchreist, die wir jetzt im Zeitraum von einigen Wochen in zwei verschiedenen Richtungen durchwandert haben, und die sich überall von Mailand bis Padua und von Padua bis Bologna völlig gleich sieht.

Noch heute gehen wir über Como, Bellinzona und wahrscheinlich über den Gotthard nach Bern. Wir hoffen in acht Tagen längstens dort zu seyn, wenn anders Schnee und übles Wetter uns keine Querstriche machen. Nach unserer Ankunft in Bern denke ich mich dort drei, oder vier Wochen aufzuhalten, um einmal wieder in Ruhe etwas arbeiten zu können und meine Takelage zu der neuen

Auswanderung auszubessern, die während unserer viermonatlichen Reise ziemlich gelitten hat.

Ich habe von unserer bisherigen Reise durch Italien, außer mehreren andern, auch den Vortheil gehabt, daß ich so viel von Sprache und Landessitte lernte, als ich bedarf, um meine Reise nach Bologna zurück, oder vielleicht gleich bis nach Rom, die ich zu Fuß machen werde, allein und ohne Gesellschaft zurücklegen zu können. Ich habe einen Freund in Rom, mit dem ich schon einmal in Lübeck anderthalb Jahre zusammen gelebt habe, einen der geschicktesten, genievollsten Künstler jetziger Zeit, obgleich er nicht so bekannt ist, als er es verdient. Er heißt Carstens, ist ein Geschichtsmaler und vornehmlich ein großer Zeichner. Diesem habe ich von hier aus geschrieben, ihm meine glücklichen Aussichten, in Italien studieren zu können, mitgetheilt, und ihn zugleich um sein Gutachten gebeten, ob ich besser thue: vorerst noch in Bologna eine Zeit lang zu bleiben, oder gleich nach Rom zu gehen, weil ich den Umgang dieses, als Künstler und als Mensch gleich vortrefflichen Freundes zu nützlich und zu lehrreich für mich achte, als daß ich ihn nicht so bald

und so lange, als möglich, zu genießen wünschen sollte. Ich hoffe dem Baron Herbert, welcher von diesem Gedanken, der mir erst unterwegs gekommen ist, noch nichts weiß, wird es völlig gleich seyn: ob ich meine Laufbahn in Bologna oder in Rom beginne, da es darauf ankommt, wo ich am besten und glücklichsten meine Künstlerbildung erhalte, und ich denke, er wird mir in diesem Punkte freie Wahl lassen.

Ich muß Sie bitten, es nicht übel zu deuten, wenn ich in meinem letzten Briefe vielleicht etwas zu zuversichtlich von der Unterstützung des Grafen Burgstall gesprochen habe. Gewiß wird mich der bescheidne Gedanke, daß ich auf keines Menschen Unterstützung, am wenigsten eines Unbekannten, Anspruch zu machen habe, nie verlassen, besonders jetzt, wo ich es mehr als jemals fühle, daß ich das große Glück, welches mir seit Jahr und Tag durch die Liebe und den freundschaftlichen Antheil der vortrefflichsten Menschen zu Theil wurde, nie verdient habe, und daß ich es nur durch seinen möglichst weisen und würdigen Gebrauch verdienen kann. Und wahrlich! mein Glück soll mich nicht übermüthig machen. Ich

fühle Kraft und guten Willen in mir, mit der, in der Schule des Schicksals erworbenen, Erfahrung den zweckmäßigen Gebrauch meiner Zeit und meiner Geisteskräfte so zu verbinden, daß ich mich nie scheuen darf, vor jedem Richterstuhle meine Rechnung abzulegen, und auch Sie zu überzeugen, daß Ihr Unterricht und Ihre Freundschaft für mich nicht fruchtlos gewesen sind.

Mit ewiger Verehrung und Liebe beharre ich

Ihr treu ergebenster

Fernow.

Aus Fernow's Tagebuche.

Lugano, den 2. März 1794.

Einer der herrlichsten Tage dieser Reise und meines Lebens! Doppelt schön nach der langweiligen Reise durch die ewige Ebene der Lombardei. Früh um fünf Uhr auf, die Sonne, noch hinter den Bergen, röthete den mir gegenüber liegenden Berg mit ihren ersten Strahlen, als ich das Fenster öffnete, und mit allen Sinnen neues Leben aus der reinen, stärkenden Alpenluft einsog. Welch eine reizende Lage hat Como! Wie lieblich liegt

es hier am letzten südlichen Busen seines Sees, zwischen fruchtbaren, schattigen Bergen! Wie glänzen die weißen Landhäuser gegenüber im Spiegel des stillen Sees.

Um sieben Uhr fuhren wir mit demselben Vetturino, der uns gestern von Mailand gefahren hatte, von Como ab. Der Weg geht etwas um die Krümme des Seeufers hinter den schönen Landhäusern der Milaneser fort. Einige hundert Schritte vom Thore kommt man nach Chiasso, dem ersten schweizerischen Dorfe. Wir dankten Gott herzlich, daß wir aus dem unseligen Kaiserlande wieder auf Schweizerboden waren. Die Gegend verschönert sich, je weiter man kommt, fast bei jedem Schritte. Gebirge mit fruchtbaren Alpen, wohlangebaute Thäler, ganze Dörfer an und auf den Bergen umher, furchtbare Felsen machen eine reiche und reizende Landschaft. Ein pittoresker Felsen, durch die Beleuchtung des Morgenlichts noch schöner, zog unsre Aufmerksamkeit auf sich. Auf seiner schroffen Höhe stand die morsche Ruine eines alten Zwingers, und in der senkrechten Tiefe, über sechzig Klaftern darunter, ein in den Felsen

gehauenes Haus mit zwei Fenstern und einer Thüre.

Immer mehr und mehr kamen jetzt am fernen Horizonte vor uns gegen Norden die halb in Wolken gehüllten, beschneiten Gipfel höherer Berge hervor. Um zehn Uhr erreichten wir Capo di Lago, ein kleines Dorf, das am Fuße jenes malerischen Felsens liegt. Von da fährt man über den Luganersee acht Millien weit nach Lugano. Hier bezahlten wir unsern Vetturino und fuhren in einem zweirudrigen Fahrzeuge vom Ufer ab, das niedrig und lieblich ist.

Der See ist von hohen Gebirgen gegen Morgen und Abend eingeschlossen, und die Wellen bespülen oft unmittelbar die schroffen nackten Felsenwurzeln. Rechts auf einer schönen, fruchtbaren Alpe liegt das niedliche Dorf Rovio; eng auf einem Fleck zusammen, und einzelne Hütten hängen neben uns unter der hohen dräuend überhangenden Felsenwand. Zwischen dieser und dem Hügel, auf welchem Rovio liegt, stürzt sich ein Wasserfall aus einer Felsenschlucht, vielleicht einige hundert Fuß tief, herab. Wir sahen ihn, wie einen weißen Silberstreif, herabstürzen und hörten

sein fernes Brausen. Jetzt wird die Perspektive über den See hin immer schöner, sechs bis sieben verschiedene Gründe erheben sich nach einander, und den Hintergrund schließt ein in die Wolken hinaufragendes Schneegebirge.

Der Widerschein der Berge auf der glatten Spiegelfläche des Sees war herrlich. Lang streckt sich die Felsenwand gegenüber aus. Auf ihrer südlichen Spitze liegt hoch und weit umherschauend eine Kapelle, S. Salvador, unten auf einer Landzunge Contino und Melide. Sobald man den See enger zwischen den ersten beiden Bergen passirt, zeigt sich gerade vor ein neuer noch schönerer Prospekt. Man kommt Bissone zur Rechten vorbei, passirt die Landzunge von Melide, der Monte di S. Salvador wird immer schroffer und erhabener, und hinter ihm blickt in der Ferne über den See ein kleiner Theil von Lugano hervor. Jetzt öffnet sich rechts hinein, und hernach wiederum links, ein Arm dieses schönen Sees. Beide sind mit Bergen umschlossen, hoch und schroff, schwarz und schaurig. Zur Rechten kommt man Campione vorbei, ein schönes Dorf, dessen Häuser Arkaden haben, und am jenseitigen Ufer

vorn an der Spitze Castagnola und weiterhin diesem gegenüber Gandrio. An einer nackten Felswand, die beinahe unmittelbar vom Flusse bespült wird, liegt Copaino, wo die Luganeser in dem Felsen ihre Weinkeller haben.

Um halb Eins kamen wir zu Lugano, das sich immer freundlicher vor uns ausbreitete, mit vollem Winde an. Wir staunten den von dieser Seite ungewöhnlich schroffen und jähen S. Salvador, während unsers Annäherns noch immer an, und waren entzückt über die unaussprechliche Herrlichkeit dieser Landschaft, die so viel Großes, Schönes und Reizendes in ein unbeschreibliches Ganzes vereint. Die Hügel hinter und seitwärts Lugano sind ausnehmend fruchtbar. Man findet hier Kastanienwälder, Oel- und Cypressenbäume, und längs unsrer Fahrt, überall, wo niedriges Ufer war, lachten uns blühende Gärten an, in denen besonders häufig die Pfirsichbäume mit den schönen rothen Blüthen sich auszeichneten.

Wir hatten den heitersten Himmel, und das herrlichste Frühlingswetter. Den See kräuselte ein frischer Südwind. Ueberall machte die weiße

Farbe der Landhäuser, die in der Ferne oft nur wie ein weißer Punkt aussahen, mit dem Dunkel der Berge einen schönen Kontrast. Nirgends, als über Seen und in perspektivischen Aussichten, wo mehrere Bergreihen hinter einander hervorragen, sieht man so schöne duftige Fernen und den ganzen Zauber der Luftperspektive.

Polegio, im Liviner Thale den 28. März.

Um sechs Uhr ging es in Begleitung unsers Vetturino mit zwei Pferden, eins zum Gepäcktragen und eins um abwechselnd darauf zu reiten, fort aus Lugano. Um Mittag erreichten wir Bellinzona, eine zwischen Hügeln eingeschlossene Stadt, am nordöstlichen Ende des Maiendiner Thals. Auf den Hügeln, die es umgeben, liegen drei Bergschlösser, die den drei demokratischen Kantonen Schweiz, Uri und Unterwalden gehören. Wie man aus Bellinzona kommt, führt der Weg in's Thal Riviera über einen Fluß, welcher sich nahe dabei in den Tessin ergießt. Zur Linken strecken sich hohe, lange, düstre Berge, das Thal entlang; zur Rechten der Monte claro,

der immer schöner wird, je weiter man kommt, und eine Länge von wenigstens zwei Stunden hat.

Wir trafen auf einen außerordentlich malerischen Wasserfall, den ersten, welchen wir auf diesem Wege sahen. Bald kamen mehrere, wir hätten deren über ein Dutzend zählen können, die zum Theil in einer Höhe von mehr als tausend Fuß über die verschiedenen Terrassen der Felsen, vorzüglich des Monte claro, herabstürzten und sich tiefe Höhlen und Klüfte in die Berge gewühlt hatten. Es ist ein ewiges Tönen in diesem Thale. Nahe am Monte claro thürmt sich eine der schroffsten, furchtbarsten Precipicen senkrecht über tausend Fuß. Unten überall Spuren der Zerstörung und herabgestürzten Felsenblöcke, häusergroß, zum Theil schon mit Bäumen bewachsen.

Die Sonne ging herrlich unter; hinter uns lag der Mons Kennet (Cenere) mit seinen vielen Schneegipfeln, von der Abendsonne beleuchtet. Wir konnten uns, wie einst Sulzer, an dem Monte claro nicht satt sehen, denn er ist unbeschreiblich reich und mannichfaltig. Die vielen Bergschichten über einander gethürmt, schön bebaut, oder mit Wäldern bedeckt, die Wasserfälle,

Felsenstürze, alles dies erfreut und beschäftigt unaufhörlich. Der Nachbar des Monte claro ist furchtbar mit seinen gewaltigen Wänden, schroffen Abgründen und seinen in Wolken gehüllten Gipfeln.

Wir reis'ten bis zum späten Abend und kamen mit einbrechender Nacht an's Ende des Valle Riviera und jetzt ins Valle Leventina. Düstre Schatten und Nebel zwischen den Bergen verstärkten den Eindruck dieser gewaltigen Massen. Ich möchte diese Fußreise im Mondlichte machen. Am Eingange des Liviner Thals kommt man vermittelst einer hölzernen Brücke über den kleinen Fluß Blegno, der, aus dem Valle Blegno strömend, sich mit dem Tessin vereinigt. In Polegio schlugen wir unser Nachtquartier auf, wo wir teutsche Wirthsleute fanden.

Airolo auf dem Gotthard den 29. März.

Erst um halb sieben Uhr brachen wir auf, denn unser Vetturino eilte nicht. Die Sonne stand noch hinter den Bergen, aber der Morgen war nicht kalt, und wir athmeten reine erquickende

Bergluft. Gleich Anfangs ist das Liviner Thal weit enger, als das von Riviera, welches wir gestern verlassen hatten. Der Tessin rauscht erzürnt über Felsenstücke, und nimmt die vielen Waldwässer und Bergströme mit auf, die überall von den Felsen herunter stürzen und ewig mit ihm in diesem Thale brausen und tönen. Das Ganze trägt einen wilden, romantischen Charakter, der mit jedem Schritte weiter zum Erhabenen übergeht; das Thal wird immer enger, die Bergwände jäher, der Tessin wüthender, die herabgestürzten Felsenberge häufiger. Ganze Felsenwände sind hier hinabgesunken in den Strom, haben sich unter einander in Graus und Trümmer zerschmettert, und der erzürnte Tessin kämpft wüthend mit ihnen um sein Bette, das sie ihm überall verengen. Er dringt donnernd mit seinen graulichen, halb in Schaum zerpeitschten, Wogen überall durch, und der ganze reißende Strom bildet nur eine, durch unzählige Felsen hinstürzende, Kaskade. Das Thal geht so sehr bergan, und der Fall ist so beträchtlich, daß eben so wohl dadurch seine reissende Schnelligkeit und Wuth, als durch die, sein Bette einengenden Felsen vermehrt wird.

Wir passirten in drei Viertelstunden Bodio und kamen bald darauf nach Giornico, teutsch Zernis, das gerade an der merklichst erhabenen Stelle des Thals liegt. Das Städtchen ist zu beiden Seiten des Flusses hingebaut. Ueber letztern führt, sobald man wieder herauskommt, eine schöne Bogenbrücke. Jenseits, links stürzt vom Felsen in mehreren Fällen ein Wasserfall. Immer schrecklich erhabener. Der ganze Strom ein Wasserfall, ein stäubender, schäumender, donnernder Milchstrom. Welche Felsenmassen! Welche Wasserfälle! Welche unabsehbare, hohe, breite, senkrecht wie Mauern und Thürme gen Himmel strebende Felsenwände! Wie eng und eingeschlossen das Thal! Kein Ausweg ist dem Auge sichtbar; selbst die Stelle des Eingangs verbirgt und schließt sich.

Die Brücke von Giornico ist kühn und herrlich über den stürzenden Strom geworfen. Wir hielten einige Augenblicke hier. Man kommt jetzt von der so lange betretenen rechten Seite des Flusses auf die linke, aber nur auf kurze Zeit, denn bald muß man wieder vermittelst einer andern Brücke hinüber.

Eine gute Stunde von Giornico sind die herab-

gestürzten Felsenkolosse am ungeheuersten. Jedem fällt hier der Streit Jupiters mit den Titanen und ihre auf einander gewälzten Felsengebirge ein, uns um so mehr, da Julius Romanus kühner Felsensturz uns noch im frischen Andenken war. Rechts, hoch auf einer Felsenspitze, über einem furchtbaren Precipice, hat die Andacht eine Kirche gebaut. Ein Dorf, Calonico, liegt dort oben. Romantisch einsamer ist wohl nichts, als das Thal mit den senkrechten Felsenmassen. Jetzt kamen wir über eine zweite Schauerbrücke, erklommen den Felsensturz, welcher zur Seite der Brücke lag, und an dem die menschliche Kühnheit den weiten Bogen der Brücke geworfen hatte, und staunten lange in den weiten brausenden Sturz hinab.

Der Vetturino mußte mit den Pferden vorausgehen, damit wir ungehindert weilen könnten. Durch eine Krümmung des sich immer verengenden Thals kamen wir zur dritten Brücke. Hier ist die ewige Wohnung des Entsetzens. Furchtbarer habe ich bis jetzt nichts gesehen. Wer wagt es, das Unbeschreibliche zu beschreiben? Nur einige Züge zur Erinnerung, wenn dieser Donner verhallt, wenn diese heiligen Schauer, diese Scenen

des Entsetzens durch andere Gegenstände aus der Einbildungskraft verdrängt werden.

Wir hörten den verstärkten Donner des Stroms; wir erblickten ihn mit Erstaunen in einer schwindelnden Tiefe, zwischen Felsen eingeengt, durch die er sich schäumend in mehreren heftigen Fällen hindurchdrängt. Wir wälzten große Steine in den brausenden Abgrund, die bald von der Gewalt des Stromes zermalmt wurden, und den Schaum roth färbten. Mit jedem Schritte nimmt dies erhabene Schauspiel an Größe zu, man kann nicht sprechen, das Jauchzen des Entzückens verhallt in diesem tausendstimmigen Donner, die ganze Natur zittert in diesem Thale des Schreckens. Die weit überhangenden Felsen, die unabsehbare, senkrechte Wand vor uns, der höchst kühne, bewundernswürdige Weg, durch Felsen gehauen, über den alles erschütternden und zerstörenden Strom aufgemauert; die Spuren der Verheerung, Lavinen, die traurige kleine Kapelle an der Krümmung des Weges, gewaltige Felsen, die den Strom einengen, und durch seine Gewalt geglättet und geschliffen werden, die Ewigkeit dieses großen Schauspiels; alles dies erregt die Kräfte der Seele in ihren

innersten Tiefen; es ist das Bild der Ewigkeit. Die sinnliche Natur schaudert zusammen in ihrer Nichtigkeit, aber der freie Geist jauchzt bei diesem großen Anblick.

In Dacio hielten wir Mittags, und brachen um halb vier Uhr wieder auf. Wir waren jetzt in die Region des Schnees gekommen, der hier ziemlich häufig lag. Das Thal gewinnt hier einen sanfteren Charakter, der Tessin fließt ruhiger, und der Weg geht allmählicher bergan. Zwei Stunden weiter kommt man über eine Brücke, abermals auf die rechte Seite des Flusses und geht fort bis dahin, wo sich das Liviner Thal endet. Ein erhabenes Felsenthor, würdig der Eingang in diesen Tempel der Natur zu seyn, verschließt es hier. Die Felsen stehen alle senkrecht auf ihren Lagen; sie sind von beträchtlicher Höhe, und machen hier einen schönen Effekt.

Eine Viertelstunde von diesem Thor liegt Airolo, das durch die vielen Reisenden und als das letzte italienische Dorf von dieser Seite bekannt genug ist. Wir kehrten in dem Wirthshause zu den drei Königen ein. Die Familie des Wirths ist aus einem alten schweizerischen Geschlechte, und von

eignem Schrote und Korne. Wir unterhielten uns mit der Tochter des Hauses, die Teutsch, Italienisch und Französisch mit gleicher Fertigkeit spricht. Ihr Vater, die Mutter, die siebzehn Kinder geboren hat, und noch bei vollen Kräften ist, ihr Großvater, ein ansehnlicher Alter, lebhaft, feurig und brav, und ihres Großvaters Vater, neun und neunzig Jahre alt, leben noch Alle, sind stark und gesund, und die beiden Mädchen sehen aus, als ob sie eben so unvergänglich wären. Dazu kommt ein französischer Schriftsteller mit kleinen, ungewöhnlich freundlichen Augen, der sich seit zehn Monaten hier aufhält und schreibt.

Airolo. Sonntags den 30. März 1794.

Hier sitze ich der aufgehenden Sonne gegenüber, die ihre röthlichen Strahlen hinter den hohen Schneebergen voraussendet, und uns wieder einen herrlichen Tag verspricht. Der Himmel ist rein, die Luft kühl und erquickend, ohne kalt zu seyn, obgleich wir uns mitten in den Regionen des Schnees befinden. Ich bin in hoher Erwartung

der Wunder des heutigen Tages, die uns der Gotthard aufdecken wird.

Urseren.

Um sieben Uhr von Airolo fort. Zwei Kaufleute, der eine aus Altorf, der andere aus Luzern, ein französischer Marquis oder Chevalier, der sich für einen Maler ausgab, Baggesen und ich waren die Reisegesellschaft. Die beiden Kaufleute und Baggesen zu Pferde, ich und der Chevalier zu Fuße. Immer die Gotthardsstraße hinan, immer höher und höher. Bis wir in die Tannen hinauf kamen, war der Weg noch bloßes Steinpflaster. In den Tannen fing der Schnee an, der bald einige Fuß hoch die Straße bedeckte. Zur Noth war Bahn für Fußgänger, und des Steigens gewohnte Pferde.

Nach verschiedenen Schlingungen an der Bergwand, kommt man in's Thal Tremolo. Der Schnee war hoch in den Klüften zusammengetrieben, und der Tessin völlig davon überdeckt; wir hörten den unsichtbaren nur rauschen. Die Brücke, über die wir kamen, war ganz eingeschneit, und

verlor dadurch das Schreckliche, was ihre Abgründe sonst haben mögen. Immer höher hinauf, der Weg mit jeder Krümmung verschneiter, grausender und jäher die Abstürze. Die schroffen Felsenzacken der umher liegenden Berge waren nicht viel höher, als wir jetzt.

Der Luzerner Kaufmann ritt rasch auf seinem guten Pferde fort, er war eine Strecke vorauf. Der Altorfer Kaufmann, der Chevalier, Baggesen und ich folgten hinter einander. Wir sprachen über die Möglichkeit, den Gotthard zu Wagen zu passiren und von dem Engländer, der dies halsbrechende Wagestück glücklich ausgeführt haben soll. In dem Augenblicke stürzte nahe vor uns der Altorfer Kaufmann durch einen Mißtritt seines Pferdes. Es kam dadurch aus dem Gleise, glitt und stürzte über den Abgrund. Entsetzlicher Anblick!

Starres Schrecken ergriff mich im ersten Augenblicke unwillkürlich, im zweiten sprang ich zum Pferde, und ergriff es am Schweif. Baggesen schrie: Lassen Sie das Pferd zu allen Teufeln und retten Sie sich! Dies bestimmte den Kaufmann, der noch halb unter dem stürzenden Pferde lag; er arbeitete sich heraus, riß sich auf, und

hielt das Pferd aus allen Kräften am Zaum, der Chevalier am Fuße, umsonst, wir konnten das hülflose, mit dem ganzen Leibe herabhängende, Thier nicht halten. Der Kaufmann war glücklich aus den Steigbügeln, und kaum stand er frei, als das Pferd völlig hinabstürzte, sich noch retten wollte, wieder überstürzte und sofort den schrecklichen Abhang mit fürchterlicher Langsamkeit hinab, bis auf einen hervorragenden, gegen hundert Fuß hohen Felsblock, von dem es unaufhaltsam hinab fiel. Wir waren alle von dem schrecklichen Vorfall erschüttert, der Kaufmann leichenblaß, selbst nicht wissend, was er that und thun wollte.

Wir wurden jetzt über das Außenbleiben unsers immer noch trödelnden Vetturino unruhig, und zugleich begierig zu sehen, ob das Pferd lebendig oder todt, ganz oder zerschmettert hinab gekommen sey, stiegen wir die Straße wieder hinab bis unter den Abhang des Felsens, wadeten im tiefen Schnee an der Bergwand herum, bis an eine Stelle, wo wir das Precipice und das Pferd liegen sehen konnten. Der Sattelriemen war zersprungen, der Sattel lag allein, das Pferd einige Schritte weiter noch lebend, aber unver-

mögend sich zu rühren, auf dem Schnee. Jetzt sahen wir auch tief im Grunde unsern Vetturino heraufkommen, hielten also für's Beste, langsam vorauf zu gehen. Baggesen ging von dem Vorfall an zu Fuße. Wir wurden überzeugt, daß es weit sicherer sey, sich unsern eignen Beinen, als einem unvernünftigen Thiere anzuvertrauen, und daß es unverzeihliche Gemächlichkeit sey, den Gotthard hinanzureiten.

In einer Viertelstunde kamen wir zur zweiten Brücke, beinahe oben auf dem Berge. Hier hielten wir eine Zeit lang. Ein Transport junger Schweizer, die als Rekruten nach Spanien gingen, tanzten singend und jauchzend von der obern Höhe des Gotthard herab und brachten Leben und Freude in diese Wüste. Lauter schöne, gesunde, lebhafte Leute, denen Muth und Feuer aus den Augen blitzte. Wir stiegen noch den übrigen Theil des Berges hinauf und erblickten zu unsrer größten Freude nicht fern von uns das Hospital, wo so mancher ermüdete, verklommene Wanderer schon neues Leben und freundliche Pflege fand. Unser Luzerner Kaufmann war schon da, und hörte verwundert unser Abentheuer an.

Ein Kapuziner öffnete uns die Thür; wir gingen hinauf ins Zimmer, banden die Pferde draußen an und wollten hier auf die Andern und unsere Sachen warten. Die Luft war gelinde; aber Nebel und Wolken verhüllten überall die Aussicht auf die schroffen Spitzen des Gotthard, und der Schnee bedeckte die ganze Fläche des Berges. Weder die Seen, noch die großen, hier herumliegenden Steine, die wie vom Wasser abgeschliffen und rundlich seyn sollen, noch den schroffen Pettina, den Baggesen einst mit Lebensgefahr erklommen hatte, konnten wir sehen. Allmählich kamen die Zurückgebliebenen und brachten uns die Nachricht, das Pferd habe das Rückgrat gebrochen und sey nicht zu retten. Es war zehn Uhr, als wir ankamen; der Vorfall mit dem Pferde hatte uns beinahe eine Stunde aufgehalten.

Kurz ehe wir fortwollten, kam Pater Lorenzo, Baggesens Bekannter, der hier schon gegen dreißig Jahre gelebt hat. Er war mir ehrwürdig, weil er sein ganzes Leben hier auf diesem öden, menschenleeren Berge der Rettung und Pflege Verunglückter opfert. Er hatte mehr Wärme und Herzlich-

keit, als der andere, welcher ruhiger und kälter schien.

Jetzt ging es in einer, durch alle Vorfälle dieses Morgens und durch den Himmel nahen Ort, auf dem wir uns befanden, exaltirten Gemüthsstimmung, die wegen glücklich überstandener Gefahr bei mir mehr froh, als düster war, in einem Tage die jähe, gleitende Schneebahn hinab; das Dorf-Hospital, unten am Gotthard, vorbei, nach Urseren, wo wir um halb ein Uhr allesammt glücklich eintrafen. Die Reiter kamen eine halbe Stunde später, als wir Fußgänger. Nach Mittag setzten wir unsere Reise durch das, bald unter Urseren sich öffnende, enge, furchtbare Felsenthal, die Schöllener, fort, das eigentlich nur eine tiefe, von der Reuß durchbrochene Bergspalte ist. Wir kamen durch das Urner Loch. Kühn durch die Felsenwand gebrochen, ist es von der Höhe, daß ein Mann zu Pferd durchreiten kann, und etwa achtzig Schritte lang. Wo die Felsen am schroffsten und höchsten, das Thal am engsten und schauerlichsten ist, kommt man von der Felsenwand ziemlich jäh hinab.

Die Straße krümmt sich, und führt über den,

mit übermenschlichen Kräften zwischen den beiden Felsenwänden gebauten, kühnen Bogen, die Teufelsbrücke. Die Reuß drängt sich schäumend und donnernd oberhalb der Brücke durch die enge Felsenwand und braus't in der schwindelnden Tiefe in unzähligen Fällen fort. Die Brücke zittert von der heftigen Bewegung der Luft und die Felsenwände scheinen von dem Donner des wüthenden Stromes zu beben. Entsetzen und Entzücken ergriffen mich wechselnd bei dieser furchtbar erhabenen Scene. Was sind alle die schauerlichen Scenen des gestrigen Tages? Was ist das Wüthen des Tessins gegen das Wüthen und Brausen der Reuß? Ein Kampfspiel gegen eine rasende, blutige Feldschlacht. Nirgends sah ich die Natur so furchtbar, so entsetzlich! Hier ist nur Verwüstung und Zerstörung; hier blüht kein Baum, tönt kein Vogelgesang. In den Schatten der Felsen nur stehen düstre Tannen mit ihrem ewigen Grün.

Unten stürzt sich der Strom über und durch Felsentrümmer zwischen den kahlen Felswänden. Wir rollten Steine hinab, hörten aber ihren Fall nicht, er verlor sich in dem donnernden Schäumen. Der Nebel sank dichter und dichter in das

Felsenthal herab. Wir sahen die schwindelnden Spitzen nicht. Wir rissen uns los von dem erschütternden Schauspiele, und gingen mit hochklopfendem Herzen weiter die Felsenstraße hinab, die hier sehr bergunter geht. Immer fortdauernder Anblick der Zerstörung. Alles scheint in Schutt und Trümmer zusammengestürzt; ein unabsehbares, gräßliches Chaos!

Wir kamen endlich auf Obergestinen. Dann und wann ein Blick des Lebens, eine Felsenblume, ein grüner Fleck auf nacktem Felsen. Jetzt erreichten wir Wesen. Mehrere kühne Bogenbrücken wölben sich über den fallenden Donnerstrom. Hinter Wesen ist der Pfaffensprung; eine Brücke, welche über die zusammengedrängte Reuß und über schreckliche, zackige Abgründe, halb mit Tannengebüsch verdeckt, das den Hinabblick noch schauerlicher macht, führt. So geht es fort, unaufhörlich durch Felsentrümmer, unter Abhängen, über Abgründen, immer den donnernden, in Schaum aufgelös'ten Strom zur Seite, bald zur rechten, bald zur linken.

Unterhalb Wesen führt die Straße in Tannenhaine, die halb von Felsen zerknickt, oder auf

Felsentrümmern gewachsen stehen. Hier scheint die Natur weniger nackt; aber das Ganze wird dadurch nur düsterer. Nacht brach ein, Wolken rollten sich an den Bergen zusammen, Nebel dampfte aus den Klüften hervor, wie Rauch aus einem Kohlenmeiler, und hing zwischen den Tannenwipfeln. Die Nacht drohet hier in allen ihren Schrecken. Oft konnten wir bei einer schnellen Wendung, den Weg in einer Entfernung von zehn Schritten nicht erblicken. Höher stiegen wir den dichten Waldberg hinan; die Reuß sank tiefer in die Felsen hinab, so tief, daß wir kaum ihren Donner mehr vernahmen. Wir kamen über einige gräßliche Lavinentrümmer, die die Brücken überschüttet, und den ganzen Abgrund ausgefüllt hatten. Sicher wandelten wir hinüber. Wo eine Lavine sank, da sinkt keine wieder ohne neuen Schnee.

Immer ging es unter gestürzten, zerschmetterten Tannen und Felsen, neben brausenden Waldströmen und zerstörten Wohnungen fort; es war dicke schwarze Nacht; Lavinen donnerten in der Ferne; wir gingen wieder bergab, ohne den Weg zu sehen. Das Thal scheint mit einem Male

geschlossen. Eine hölzerne Brücke führt über den tiefen Abgrund. Endlich nach vielem Steigen bergab kamen wir glücklich nach Am Steg. Es liegt an einem reißenden Waldstrom, der dieses Dörfchen schon mehrmals verheert, aber die dreisten Bewohner nicht verhindert hat, sich immer auf's Neue wieder anzubauen und der zerstörenden Natur zu trotzen. Wir fanden die Reiter schon drei Stunden unserer harrend, denn wir waren sehr langsam gegangen.

Der Menschenschlag ist hier groß und schön; reizende, große, wohlgewachsene Schweizermädchen. Welch ein Abstand zwischen den gelben, hagern, halbverdorrten, schmutzigen Landmädchen der Lombardei! Blond, blauäugig, von weißer, zarter Haut und blühender Farbe, waren von Airolo an fast alle Schweizerinnen, die wir sahen. Ueberhaupt verändern sich alle Gegenstände, wie man den Gotthard passirt. Jenseits verliert die Natur nie ganz ihren Reiz, dort ist die Vegetation noch nirgends erstorben. Blühendes Leben überall in der sogenannten leblosen und trauriges, welkendes in der belebten Natur. Hier von allem das Gegentheil. Die leblose Natur wild, rasend,

zerstörend; die lebendige wacker, herzlich, entzückend, Leben und Liebe athmend.

In Am-Steg endet dieses Schauerthal. Von da bis Altorf und Fluelen, an den Ufern des Vierwaldstädter Sees, ist die Gegend nicht mehr so wild; hier sind wieder grünende Matten, blühende Bäume und Gesang der Vögel. Die Reuß tobt nicht mehr, sondern strömt mit geflügelter Eile in den See. Wir fuhren von früh Morgens bis Nachmittags um fünf Uhr die Länge des Sees herab bis Luzern, hatten gutes Reisewetter und glückliche Fahrt. Von Luzern langten wir in zwei Tagen in Bern an.

Und so ist unsere erste Reise glücklich geendet. Manches, worauf ich mich so sehr freute, was die Phantasie mir nach ihrer Willkür vormalte, steht jetzt, wenn gleich weniger reizend, doch wahrer vor meiner Seele. Vieles hat meine Erwartung getäuscht, vieles sie übertroffen. Die Natur ist in diesem Theile von Italien nicht so schön, als ich erwartete, aber die Kunstwerke haben mich ausgesöhnt mit der langweiligen Ebene der Lombardei und die Schönheiten Venedigs mit seinen Häßlichkeiten. Meine Neigung zur Kunst

ist durch den Anblick so vieler Meisterwerke leidenschaftlicher, mein Geschmack reiner und kritischer geworden und ich darf hoffen, daß mein längerer Aufenthalt in Italien mich in den Stand setzen wird, kein blos handwerksmäßiger Künstler zu seyn.

Auszug eines Briefs von Fernow an Herrn Nauwerk in Ratzeburg.

Bern, den 16. April 1794.

Theurer, innigst geliebter Nauwerk!

In der Vermuthung, Dich jetzt wieder unter Deinen väterlichen Laren zu finden, schreib' ich Dir nach Ratzeburg. Nach meiner Rechnung ist Deine akademische Laufbahn jetzt zu Ende, wenn Du sie nicht vielleicht auf's Neue verlängert hast. Die Glorie Deines Jugendlebens ist jetzt untergegangen; aber freue Dich nun mit mir! Meine Sonne geht jetzt herauf, zwar später, als die Deinige, und nach einer langen, trüben Nebelnacht; aber dafür auch desto erfreulicher und herrlicher. Wie will ich mich in ihren Strahlen sonnen!

Meine Reise durch das südliche Deutschland und Oberitalien, von der ich seit vierzehn Tagen wieder, in Begleitung meines Freundes Baggesen, hierher zurückgekehrt bin, war nur die Morgenröthe des seligen Tages, dem jetzt mein Herz entzückt entgegen jauchzt. In einigen Wochen wandere ich wieder nach Italien zurück, um das innere Heiligthum selbst zu betreten, in dessen Vorhöfen ich diesen Winter mit so innigem Entzücken umherwandelte. Bald eile ich gen Rom, um meine neue Laufbahn zu beginnen. Dort finde ich auch unsern Carstens wieder, und dies macht mein Glück vollkommen.

Welch ein Götterleben werd' ich dort führen! Wie werde ich meinen Durst stillen aus der lebendigen Quelle! Wuchern will ich mit meiner Zeit, mehr als der eigennützigste Israelit mit seinem Golde! Das muß ich, wenn ich noch zu etwas gelangen will, denn meine Jugend ist dahin geflohen, ehe ich mich aus dem Staube hervor arbeiten konnte; ich habe bereits die Periode meines männlichen Alters betreten, dreißig Jahre alt; ich muß also retten, was noch zu retten ist, ehe der Abend einbricht. Wetteifer, der stete Anblick des Herrlichsten, was

von alter und neuer Kunst dort vorhanden ist und mein Carstens, den ich mir zum Mentor erkohren habe, werden meinen Eifer und meine Schritte beflügeln, Gott sey gelobt, daß ich in diese Zukunft blicken kann!

Unser Aufenthalt in Italien war nur kurz; wir mußten daher eine höchst mögliche Menge von Strahlen in einen Brennpunkt concentriren, um wenigstens einen Theil des Schönen und Vortrefflichen, was Venedig, die Lombardei und Florenz enthält, zu sehen. Dies ist mehr, als mein Auge zu fassen und mein Geist mit allen seinen Kräften festzuhalten vermochte; indeß glänzt doch das Herrlichste, das unter dem Vortrefflichen Vortrefflichste noch hell und lebendig in meiner Seele und entzückt noch in der Erinnerung. Auf meiner Rückreise werd' ich mich mit neuer Liebe daran weiden, und dem geübteren Sinne werden sich neue, tiefer verborgene Schönheiten entfalten.

Hier gibt Fernow seinem Freunde eine kurze Beschreibung seiner Reise, die ich aber weglasse,

weil sie dem Leser schon bekannte Dinge enthält. Er fährt dann folgendermaßen fort:

Glücklicher Weise habe ich die Italienischen Schulen nach der Folge kennen gelernt, wie sie sich vom Niedern zum Höhern, vom Materiellen zum Geistigen, vom Reize zur reinen Schönheit erheben, und ich freue mich, daß ich die erstern über die letztern vergessen kann, daß mein Kunstsinn mehr der Schönheit, als dem Reize, und wär' er auch Titian's oder Correggio's Farbenzauber, huldigt.

Die römische Schule kenne ich noch nicht, das heißt, ich habe noch nicht das Meiste und Vortrefflichste derselben gesehen, ob ich gleich den Geist kenne, der in ihr waltet. Von Raphael und einigen seiner Schüler sah ich, besonders in Bologna und Florenz, vortreffliche Werke, obgleich nur kleinere, wenn ich die von Julio Romano in Mantua ausnehme. Die herrlichsten Erscheinungen Raphael's, die ich bis jetzt bewunderte, waren einige göttliche Madonnen, unter denen die della Sedia in Florenz den ersten Rang einnimmt, und die heilige Cäcilia in einer Kirche in Bologna. Nächst Julio Romano hat mir un-

ter seinen Schülern Franc. von Imola am besten gefallen.

Dir den Hauptcharakter jeder Schule oder jedes ihrer besten Maler zu entwerfen, würde überflüssig seyn, da so viele Schriftsteller und Kunstkenner dies gethan haben; auch hatte ich noch nicht Ruhe genug, die Eigenthümlichkeiten jedes Meisters zu studieren, obgleich ich den Geist und Charakter jeder Schule im Ganzen jetzt hinlänglich kenne, und von dem andern, seinem Wesen nach, zu unterscheiden vermag. In allen Theilen der Malerei als Malerei, steht wohl die Bolognesische, welche alle am besten mit einander vereint, oben an; aber als schöne Kunst erhebt sich die römische Schule über alle übrigen empor; so wie die venetianische auf der untersten Stufe steht. Die florentinische hat die Gränzlinie überschritten, die das feine Gefühl des wahren Schönen fordert; sie hat nur auf Größe hingearbeitet, und darüber Schönheit, Reiz und Grazie vernachlässigt.

Wäre schönes, harmonisches Farbenspiel das Wesen der Kunst, so würde die venetianische Schule und Correggio, welcher gewissermaßen als

ein Meteor für sich allein dasteht, die erste seyn, wenn man alle Kunst, so wie ehemals die Weltgeschichte, in vier Monarchien, in vier Schulen eintheilen will; allein da die Malerei keine angenehme, sondern schöne Kunst seyn soll, so steht Raphael's Schule mit Recht voran.

Raphael ist eigentlich der Messias der Künstler, denn er war der Mittler zwischen den Antiken und der Natur, zwischen Ideal und Wirklichkeit, wie Christus zwischen Gott und Menschen. Er hat, ohne erstere zu erreichen, und ohne zur letzten hinab zu sinken, auf's glücklichste beide mit einander vereinigt. Als Maler konnte Correggio allerdings beim Anblicke seiner Werke voll Selbstgefühl ausrufen: Anch' io sono Pittore! aber als Künstler muß er ihm ewig eben so weit nachstehen, als er ihn in der Kunst der Farben übertroffen hat.

Farbenreiz, Anmuth, Größe und Schönheit sind die vier charakteristischen Merkmale der vier Schulen, von unten auf gerechnet. Raphael's Grazie ist edler, als die des Guido, die des Guido naiver; seine Gewänder sind mit denen des Raphael nicht zu vergleichen; seine Attituden

mehr der Natur abgelauscht. Raphael entzückt, Guido rührt; Raphael begeistert die Seele, Guido schmilzt das Herz. Beide waren heitre, liebende Seelen. Raphael kühner, feuriger, gedankenreicher, lebendiger, tiefer; Guido sanfter, zärtlicher, weiblicher; nicht so schöpferisch wie jener, aber eben so unerreichbar, eben so einzig im Ausdrucke naiver, jungfräulicher Unschuld; nur anders modificirt, nach der Individualität seines Gefühls. Albani ist einer der reizendsten Maler der bolognesischen Schule; seine Kinder sind von unnachahmlichem jugendlichen Liebreiz. Er war der Maler der Liebesgötter und Genien.

In der Bildhauerkunst steht Johannes von Bologna wahrscheinlich auf der obersten Stufe unter den neuern; aber er hat mehr große, kräftige, als schöne Formen gebildet. Sein Neptun auf dem Platze in Bologna und der andere im Garten Boboli in Florenz, so wie die herrliche, kühne Gruppe, der Sabiner-Raub, die auf dem Schloßplatze in Florenz unter dem Bogen steht, gehören gewiß zu den schönsten Werken der Sculptur, besonders ist die letztere eine der vollkommensten Gruppen der bildenden Kunst.

Welche selige Stunden habe ich in der Galerie in Florenz verlebt! Hier ist die größte Antikensammlung, die es, nächst der in Rom, in der Welt gibt, in drei Korridors aufgestellt. Die Medizeische Venus, die beiden Ringer, der Beckenschläger, der Schleifer und der Apollino stehen in einem besondern achteckigten, mit einer Kuppel versehenen, prächtigen Zimmer, das die Tribune heißt und leider nur zu wenig erleuchtet ist. In diesem Zimmer sind die Wände mit den ausgesuchtesten Werken der Malerei, von Raphael, Titian, Correggio, Pietro Perugino, Andrea del Sarto und andern behangen; aber auch diesen wäre eine bessere Beleuchtung zu wünschen. Nächst dem ist der Saal der Niobe und ihrer Familie, vierzehn Figuren an der Zahl, der größte Schatz dieser Sammlung. Nie wird sich das Auge an diesen herrlichen Werken sättigen.

In Mailand habe ich nichts gesehen, als den ungeheuren Dom, der so groß ist, daß das Auge ihn nicht umfassen und die Einbildungskraft keinen Totaleindruck davon bekommen kann, und darum ist er ungeheuer. In Venedig aber ist er schauerlich und von einer feierlichen Dunkelheit.

Ich habe nie ein so großes Gebäude gesehen. Vielleicht ist die Peterskirche größer.

Nimm so mit dem flüchtigen Abrisse unserer Reise, den ich in der größten Eile schreibe, vorlieb. Wenn ich einst mehr Muße habe, werde ich meine Reise und meine Reflexionen weitläuftiger ausarbeiten; besonders denke ich in der Folge, wenn ich erst mit den Kunstwerken Italiens inniger vertraut bin, einiges darüber zu schreiben; aber nicht eher, als nach einem fleißigen Studium und Anwendung richtiger ästhetischer Prinzipien. Ich hoffe, daß mir da mein anderthalbjähriges Studium der Philosophie und Aesthetik in Jena nach richtigern Grundsätzen, als bisher unter unsern Kunstkennern im Gange waren und noch sind, gut zu statten kommen wird. Denn so überflüssig dem Künstler von Genie und praktischer Uebung alle Theorien der Kunst und alle Philosophie über dieselbe sind, so unentbehrlich sind sie dem Kunstkenner, wenn er etwas Gescheidtes darüber sagen will. Und gewiß wird der Einfluß der kritischen Philosophie auch auf die Bildung des Geschmacks an schönen Kunstwerken wichtig seyn, wenn ihre Grundsätze von kunsterfahrnen Kennern, bei Be-

urtheilung solcher Werke richtig angewendet werden. In diesem Felde ist noch viel ungebautes Land, soviel auch über Kunst bisher geschrieben ist.

Lebe wohl, aus Rom schreibe ich Dir einmal wieder. Grüß alle meine dortigen Freunde. Ewig

Dein

Fernow.

Unter anhaltender Arbeit, die Brust voll Sehnsucht und Hoffnung, verlebte Fernow noch vier Monate in Bern, und trat dann zum zweiten Male den Weg nach dem Lande an, in welchem er jetzt, nachdem er gleichsam nur hineingeblickt hatte, um so zuversichtlicher die Vollendung seines eigentlichsten Daseyns erwartete. In der ersten Hälfte des Augusts ging er nach Zürich und verließ es in Gesellschaft eines jungen holländischen Malers schon am funfzehnten wieder. In Bern verwendete er seine Zeit fast einzig auf Erlernung der italienischen Sprache und Porträte, deren er vom Anfang Aprils bis zu Ende des Monats Juli acht und fünfzig zeichnete. Er versagte sich fast unentbehrliche Bedürfnisse, lebte man-

chen Tag nur von Wasser und Brod, um sich Reisegeld zu ersparen. Der hohe Trieb in seiner Brust, seine ungewöhnlich feste Gesundheit machten ihm jede Entbehrung zum leichten Spiel, und der kurze Vorgenuß von dem, was in Rom seiner wartete, hatte seine Sehnsucht noch glühender angefacht. Er hatte keinen Sinn mehr für die Gegenwart; alle sein Denken und Streben ging jenseits der Alpen.

Noch einige Stellen seines Tagebuchs, welches er auch in Bern pünktlich fortführte und ein Brief an seinen geliebten Reinhold, mögen hier ihren Platz finden, ehe wir auf seinen ferneren Wanderungen ihn begleiten.

Auszug aus Fernow's Tagebuch.

Den 18. April.

Gegen eilf Uhr ging ich auf die Schanze vor dem Obern-Thore, und sah zum ersten Mal das Schwingen der jungen Landleute des Cantons Bern. Es ist eine Art von Ringen, worin sich die zur Stadt kommenden Jünglinge und jungen Männer bei gutem Wetter hier seit etwa vierzehn Tagen

täglich einige Stunden üben. Eine Vorübung zu dem nahen Ostermontag, der hier in Bern durch verschiedene Aufzüge und Volksfeste gefeiert wird.

Die, welche schwingen wollen, entkleiden sich bis aufs Hemde und Beinkleider. Letztere sind eigends zu diesen Ringspielen gemacht, und von den gewöhnlichen durch einen überaus starken Bund und durch die Weite an den Schenkeln, wo sie hoch hinauf gestreift werden, unterschieden. Jeder Schwinger faßt den andern mit einer Hand hinten am Hosenbund, mit der andern unten in den aufgestreiften Beinkleidern, und jeder sucht den andern aus dem Gleichgewicht zu schwingen, ihn von der Erde emporzuheben und ihn zu Boden zu werfen; aber um zu gewinnen, muß der Ueberwundne auf dem Rücken zu liegen kommen. Fällt er auf den Bauch, so ist der Sieg unentschieden. Jedes Paar macht drei Gänge mit einander, und der, welcher den andern zweimal niederwarf, hat gewonnen.

Es ist ein interessantes Schauspiel, die starke, ungeschwächte, männliche Jugend hier in der höchsten Anstrengung ihrer Kraft zu sehen, und die Alten und Mitkämpfer im Kreise umher, wie sie

rathen, Beifall geben, oder hindern und schlichten, wenn einer in der Hitze des Kampfes den andern regelwidrig angreift. Viele unter den Kämpfern sind schön gebildete, wohlgestaltete Leute, mit einem durchgearbeiteten, starken, muskulösen Körper. Stärke und Behendigkeit wetteifern hier mit einander, sich den Sieg zu entreißen; denn selten ist sich ein Paar so gleich, daß sie sich nichts anhaben können.

Nur ein Paar der besten und stärksten Ringer gingen, nach einem beinahe halbstündigen Kampfe, aus einander, ohne daß einer den andern zu Boden hatte werfen können. Die Leute hatten ungemein starke Schenkel und Arme, ohne plump zu seyn; nur in der Kleidung sahen sie plump und unbehülflich aus; aber entkleidet zeigen sie nichts als blühende Kraft und Behendigkeit. Wenn sie eine Zeitlang gefochten haben, bitten sie sich Trinkgelder von den Umstehenden aus, wofür sie sich mit Wein erquicken. Es wäre zu wünschen, daß dies Spiel unter allen Nationen im Schwange wäre; es stählt und kräftigt den ganzen Körper und übt den geschickten Gebrauch desselben.

Sonnabend, den 19. April.

Ich ging zu Hallers. Juliane rief mir, als ich kam, entgegen, ein gewisser Baron Herbert und Doctor Erhard aus Nürnberg seyen oben. Ich hielt es für Scherz, ging hinauf, und traute meinen Augen kaum, als ich sie wirklich da fand, alle drei, Herbert, Erhard und Rauscher. Solche frohe freudenselige Ueberraschung hatte ich lange nicht gehabt. Ich war, wie ein neu Erstandner ist, welcher seine liebsten Freunde, die er auf der Erde hatte, im Himmel wieder sieht. Ich fiel Allen um den Hals zu freudigem Willkommen. Da waren sie nun, der gehoffte Herbert, und der gefürchtete Erhard, und der weder gewünschte, noch gefürchtete Rauscher, mir Alle erwünscht und Liebe, Freude bringend, wie die Momente des Wiedersehens nur immer seyn können. Herbert war mit Baggesen in tiefem Gespräch; ich führte die andern Beiden aus, um ihnen die Herrlichkeiten Berns zu zeigen, und freute mich, daß ich dies in ihrer ganzen Glorie thun konnte. Unser Abend war eine schöne Phantasie, umgeschaffen zur Wirklichkeit und zum Genusse, die uns Alle befriedigte, entzückte, und unsre Gefühle

alle in einem Centralpunkt zusammen brennend machte.

Den 21. April, Ostermontag.

Diesen, der öffentlichen Freude vom Staat und Einwohner geweihten Tag, beschloß ich gleichfalls gänzlich auf Beobachtung und Mitgenuß zu verwenden, um so mehr, da unsere reisenden Freunde mich verpflichteten, ihnen diesen Tag so angenehm, als möglich zu machen.

Früh um sechs Uhr wanderte ich zur Krone, und weckte die Schlafenden; hernach gingen wir auf die Platteform, und sahen noch einige Momente die Gipfel der Gebirge, die sich schon wieder in Nebel und Wolken hüllten. Das Berner Regiment marschirte mit klingendem Spiel auf den Kirchplatz, und stellte sich, um die Herren der Republik zu erwarten. Bald kam der Zug des innern Standes an, der sich vorher im Rathhause versammelt hatte. Er zog in die Kirche. Alle Herren schwarz, in Mänteln, und ein Baret auf dem Kopfe. Die beiden Schultesse voran, dann mehrere andere, unter denen die Weibel mit

Stäben, die Seckelmeister mit rothen goldbesetzten Seckeln versehen waren.

Um zehn Uhr gingen wir auf die Schanze, wo die Schwinger bereits in voller Arbeit waren. Es gelang uns, bald in die Kreise zu dringen; wir wurden gewaltig zusammengepreßt und getreten. Ueber eine Stunde sahen wir verschiedenen Gängen von geschickten Schwingern zu. In dem Kreise, wo sich die jungen Herren von Bern als Zuschauer befanden, waren die besten und geschicktesten, die Repräsentanten verschiedener Thal- und Bergbewohner, von ihren Landsleuten abgeschickt, die Ehre ihrer Nation zu retten. Die aus dem flachen Lande zeichneten sich durch größere Gestalt und Stärke, die Bergbewohner durch Behendigkeit aus, und Letztere entrissen oft, durch Benutzung eines schwachen Moments, den Stärkern den Sieg. Diesen gelang es fast immer, jene von der Erde aufzuheben und herum zu schwingen; aber die geschickten Wendungen Jener machte es ihnen oft unmöglich, sie zu besiegen und wenn der Sieg nicht unentschieden blieb, wurden sie fast immer überwunden, und durch einen glücklichen

Schwung des Hingeworfenen, selbst zu Boden gestreckt.

Ich sah zuletzt noch einen Thalbewohner mit einem jungen rothhärigen Entlibucher kämpfen, die sich wechselsweise überwanden. Der Sieger hat außer der Ehre weiter keinen Vortheil davon, als daß er mit seinem Hute von den Berner Herren und Zuschauern Geld einsammelt.

Als wir zurückgingen, wimmelten Gassen, Arkaden, Balkone und Fenster von Menschen. Ueberall Leben und freudiges Gefühl des Daseyns in jedem Gesichte. Bern in seiner vollen Glorie. Bern's Schönen in allen Fenstern, auf allen Balkonen, die blühende, rasche Jugend des Landes auf den Gassen. Ich weidete mein Auge an den Letztern fast mehr noch, als an den Erstern. Die Tracht der Haslithälerinnen ist die schönste Bauerntracht, die ich kenne; sie hat etwas Edles, Idealisches.

Um drei Uhr kam der Aufzug des äußern Standes, eines der interessantesten und passendsten Volksfeste, die ich je gesehen habe. Der äußere Stand ist eine Kopie, oder gewissermaßen eine Parodie des innern Standes. Die jungen Leute in Bern bereiten sich in ihm zu den öffent-

lichen Geschäften vor. Alle Aemter und Bedienungen des äußern Standes sind auch in ihm. Sie versammeln sich zu gewissen Zeiten, haben ihr eigenes Rathhaus, führen ihre Prozesse, alles mit einer Ordnung und Ernsthaftigkeit, die das Ganze interessant und zu einer sehr nützlichen Anstalt macht.

Dieser Stand hielt jetzt seinen öffentlichen Aufzug. Voran Musiker, dann der Berner Bär, als Anführer des Zuges mit einer Hellebarte und einer Schärpe über die Achsel; er machte verschiedene Späße. Neben ihm eine, karikaturmäßig aufgestutzte, Damenfigur, die eine Satyre auf die Aristokratie zu seyn scheint; nach diesem Wilhelm Tell und sein Sohn, ersterer mit der Armbrust, letzterer mit dem Apfel auf dem Kopfe. Nach ihnen die drei Schweizer, die den Schweizerbund gründeten, mit großen, flammenden Schwertern. Dann Herzog Berchthold von Zähringen, der Erbauer Berns; dann die dreizehn Kantone der Eidgenossenschaft, jeder mit seiner Fahne, und in der Farbe seines Wappens. Alle diese in altschweizerischer Tracht und Rüstung. Dann kam der ganze äußere Stand, alle schwarz gekleidet

mit Mänteln, und ganz mit Blumensträußern und Kränzen, auf Hut, Arm und Brust garnirt; eine große Anzahl; dann die Bundesgenossen und Unterthanen, oder die zugewandten Orte, jeder in der Farbe seines Wappens und mit der Fahne, letztere wieder von einem Chor Musiker aufgeführt; alle in altdeutscher Tracht. Das Ganze ein Schauspiel, das gewiß kein Schweizer mit gleichgültigen Augen sieht. Sein Herz klopft freier, wenn ihm die Geschichte der Befreiung seines Vaterlandes, und die Helden und Erlöser desselben so sinnlich dargestellt werden. Mir war der Anblick dieser alten Helden feierlich und heilig, er machte einen viel ernsteren Eindruck auf mich, als gewöhnliche theatralische Aufzüge, denen dieser sonst ähnlich war.

Bei beiden Aufzügen war nichts den guten Geschmack Beleidigendes, kleinlich Gothisches. Wie er vorüber war, verströmte das Volk allmählich von den Gassen, und Jeder ging von der allgemeinen Freude zu der besondern über. In allen Straßen hörte man Musik und Klang bis spät in die Nacht. Wir statteten gegen Abend dem Bären noch einen Besuch ab. Erhard liebte die rohe,

undressirte Bärennatur, die er hier zuerst sah, und freute sich an diesen Thieren, an ihrem ruhigen, festen Gang, ihren Spielen, ihren geschickten Bewegungen und der Leichtigkeit ihres unbehülflich scheinenden Körpers. Wir brachten den Abend recht froh bei Haller zu, und trennten uns erst spät.

Donnerstag, den 22. Mai.

Ich erhielt heute einen Brief vom Grafen von Burgstall mit eingeschlossenem Wechsel von hundert und zwanzig Gulden ganz unerwartet. So hätte ich also jetzt zweihundert und zwanzig Gulden: ob ich davon ein Jahr in Rom subsistiren kann, weiß ich nicht; ich will es aber versuchen, und wenn es nicht unmöglich ist, möglich machen.

Fernow an Reinhold.

Bern, den 24. Mai, 1794.

Baggesen erlaubt mir, seinem Briefe ein Blättchen an Sie beizulegen, dem ich gern alle die Gefühle eines von Freude und Dank erfüllten

Herzens aufdrücken möchte, welche die Nachricht von Ihrer glücklichen Ankunft an Ihrem Bestimmungsorte, und der zu gleicher Zeit aus des edlen Burgstalls Händen empfangene Beweis Ihrer für mich so thätigen Güte in mir erregen. Ich bin ungewiß, ob der edle junge Mann, den Ihre gütige Empfehlung zu meinem Wohlthäter gemacht hat, es gern sehen wird, daß ich ihm selbst schreibe. Baggesen rieth mir, Sie um die Güte zu ersuchen, da Sie doch einmal der Sachwalter des, weit über sein Verdienst glücklichen Fernow geworden sind, es auch jetzt noch zu seyn. Versichern Sie den edlen Grafen meiner innigen Achtung und Dankbarkeit und der zweckmäßigsten Anwendung des mir gemachten Geschenks. Sobald ich in Rom angelangt bin, werde ich ihm selbst schreiben, und um seine Freundschaft bitten; denn meine Wohlthäter müssen auch meine Freunde seyn, und ich fühle Muth genug, jede billige Bedingung der Erfüllung meiner Bitte im voraus zu versprechen.

Ich habe nun zweihundert und zwanzig Gulden, zwei Hände und einen Kopf. Sollte ich damit in Rom, wo gewiß mancher diese schätz-

baren Dinge nicht hat, wohl zu recht kommen? — Ich hoffe es. Im Hoffen nehme ich's mit Jedem auf, und auch im Oekonomisiren, wenn es die Umstände nothwendig machen. Ein Stück Brod, ein Stück Leinwand und Studium Raphaels, mehr bedarf es in Rom nicht, mich glücklich zu machen. Meine Kosten zur Rückreise verdiene ich mir hier in Bern, und darum halte ich mich länger hier auf, als mir gemüthlich ist. An Arbeit fehlt mir's Gottlob nicht, und ich hoffe, mit dem erworbenen Viaticum meine Pilgerreise zu vollenden; ohne daß ich nöthig hätte, unterweges nach Pilgersitte zu verfahren. Höchstens in vier Wochen werde ich von hier gehen, und etwa vier Wochen zu meiner Reise brauchen, wenn der entnervende Sirocco meine Flügel nicht etwa beschneidet.

Meine müßigen Stunden fülle ich hier mit dem Studium der Italienischen Sprache, Archäologie und dergleichen aus. Zu Letzterem habe ich hier, wider Vermuthen, eine gute Gelegenheit gefunden, und nehme noch manche Vorkenntniß zum nützlichen Studium der Antike mit, die ich selbst in Rom nicht erhalten hätte. Kurz, das Glück verfolgt mich in allen Stücken so sehr und

begünstigt mein Vorhaben so trefflich, als ich's nicht erwartet hätte. Dies schreibe ich allein Ihrem Segen zu; denn seit ich in Jena zuerst Ihre Schwelle betrat, hebt sich die Epoche meiner Glückseligkeit für mich an, auf die ich, durch die vergeblichen Erwartungen meines halben Lebens getäuscht, bereits resignirt hatte.

Ewig, jenseits der Alpen und Apenninen, und wohin mein Verhängniß mich führen mag, Ihr, Sie treu und dankbar verehrender,

Fernow.

Auszug aus Fernow's Tagebuch auf seiner Reise nach Rom.

Zürich, den 15. August, 1794.

Nachdem ich meinen Koffer nach dem Kaufhause geschickt, und die Besorgung desselben bis Altorf dem Spediteur H. — übergeben, verließ ich nebst meinem Reisegefährten, dem jungen Maler Liernus aus dem Haag, Zürich um halb zehn Uhr. Um sechs Uhr kamen wir in Zug an, und quartierten uns im Hirsch ein, wo man mich gleich wieder kannte. Mein Gefährte rief bei jeder

Gegend, die flach, mit Bäumen und Gärten und Wiesen umgeben war, und die Aussicht auf die Berge versteckte: Ach, hier ist es recht Holländisch! —

Altorf, Sonnabend, den 16. August.

Es witterte die ganze Nacht, um halb sechs Uhr gingen wir weg aus Zug. Wir nahmen den angenehmern Weg, dem Ufer des Sees entlang. Liernus sah heute entzückt den ersten Wasserfall, und doch war dies nur ein kleiner, während des Regens entstandener. Wir kamen vor einem heftigen Gewitterregen mit genauer Noth nach Art. Ich suchte Freund Liernus Begriffe von Schönheit ein wenig zu berichtigen, der einen aus Buchsbaum geschnitzten Vogel, den wir in einem Garten sahen, so schön fand. Sein Geschmack ist noch ziemlich Holländisch, aber sein natürlicher Wahrheitssinn, Roms Kunstwerke und die große Natur der Schweiz werden ihn sehr bald bekehren. Er hält mich für einen mächtigen Philosophen.

Die Wasserfälle auf dem Rigi und die vorüberziehenden Wolken am Gipfel und der Mitte des

Berges machten einen herrlichen Anblick. O, wie schön ist der Fuß des Rigi! Wir gingen, ohne einzukehren, durch Lowärz, den Weg am Ufer entlang, und an dem letzten Felsen am Ende des Sees holte uns ein Gewitter ein, das über den Rigi und den Steinerberg herüberkam. Mein Gefährte, der sich etwas verspätete, erhielt eine reichliche Ladung von dem Hagel und Regenschauer, der jetzt kam; ich hatte zu rechter Zeit die Sonne in dem Dorfe Seben erreicht, die mir hier in einem artigen Mädchen, aber in sauerem Italienischen Wein schien.

Hier blieben wir eine gute Stunde lang, bis auch am Himmel die Sonne wieder schien, und gingen dann den Weg nach Brunnen zu, der sich um den Zinkli gegen Abend zieht. Als wir eine Viertelstunde gewandelt waren, fanden wir die Brücke über den Sebenbach durchbrochen, das Wasser ausgetreten, und den Weg weit überschwemmt. Schon gewohnt, die Wege in Flüsse verwandelt zu sehen, denn von Art bis Lowärz war schon alles überflossen, war hier doch nicht durchzukommen. Wir mußten mehr aufwärts gehen, wo wir gleichfalls den Weg überschwemmt fan-

den; aber doch so, daß wir mit Durchwaden bis an's Knie das Ufer jenseits erreichten. Hernach fanden wir guten Weg durch das liebliche Thal, auch Sonnenblicke.

Um fünf Uhr waren wir in Brunnen; wir gingen gleich zum Wirthshause am Wasser, wo ein Haufe Schiffleute, auf Reisende wartend, standen. Ich hatte gefürchtet, man würde heute, des Wetters wegen, uns nicht hinüberfahren; aber es besserte sich jetzt. Wir schifften uns ein, und hatten eine herrliche Fahrt, frische, kühle Luft; hernach ward der See sogar still und glatt, wie Oel. Wir fuhren, des etwas konträren Windes wegen, links dicht an der senkrechten Felswand, die gerade das Ansehen hat, als ob sie von viereckigen Steinen aufgemauert wäre. Gegenüber kommt man hernach bald gegen den Flecken Grittli, die kleine Matte, wo Fürst, Melchthal und Stauffacher den Bund schwuren. Es liegt unter einem waldigen Felsen, auf einer kleinen Anhöhe über dem See.

Nach zwei Stunden kamen wir an die Felsennase, wo Tell's Kapelle steht. Wir stiegen aus, und vielleicht auf demselben Felsen an's Land,

wo Tell aus dem Kahne sprang. Innerhalb ist die Geschichte der Entstehung des eidgenossischen Bundes in mehrern Fächern in altem Geschmack gemalt, und die beiden Schlachten bei Sempach und Morgarten. Viele Namen waren an Wänden und Altären geschrieben. Diese Verewigung aber dauert nur zwei oder drei Jahre, dann werden die Wände wieder überweißt.

In einer guten halben Stunde landeten wir bei Flüelen; die Felsenwände gegen Abend waren schon düster und schwarz. Wir hatten beim Sonnenuntergange herrliche Erscheinungen von der dünstevollen Regenluft, Regenbogen und Sonnenbahnen. Wie man um den Felsen bei Tell's Kapelle vorbei kommt, erblickt man vor sich den hohen pyramidenförmigen Beistenstock, der das Schöllenen Thal vom Maderaner Thal trennt. Er hatte, wie mehrere Berge des Kantons Uri noch Streifen Schnee. Nahe bei Altorf geht zwischen den Bergen das Schächen Thal rechts hinein; durch das Maderaner Thal läuft ein Weg nach dem grauen Bunde.

Diese Thäler konnte ich aus den Bergöffnungen nur von ferne errathen; Morgen werde ich sie

näher sehen. Wir wanderten, ohne uns aufzuhalten, von Flüelen fort und waren in einer kleiner halben Stunde in Altorf.

Realp, den 18. August.

Früh um fünf Uhr gingen wir aus Wasen. Der Morgen war wolkig und kühl, versprach aber einen heitern Tag und hielt Wort. Nach einer Stunde waren wir in Obergesteinen, einem armen Dörfchen in einem steinigen Thale. Die Gesche stürzt mit Brausen unter einer steinernen Brücke der Reuß zu. Gleich oberhalb Gesteinen, wo der Weg sich links wieder um die Ecke windet, macht die Reuß einen schönen Fall, etwa fünfzig bis sechzig Fuß hoch, einen Felsensturz hinab. Wir stiegen etwa dreihundert Fuß tief hinunter, lagerten uns hart an der Seite des Falls, eine Viertelstunde lang, und sahen dem tobenden Strome zu. Die Heftigkeit, mit welcher er, seine Wogen in Schaum zerschlagend, unaufhörlich fortwälzt, ist so groß, daß man kaum, ohne schwindelnd zu werden, fünf Minuten unverwandt in den Aufruhr hinabsehen kann. Ich versuchte es verschie-

dene Male; die Gewalt schien immer größer zu werden. Es war, als wälzte sich die Achse der Erde unter uns.

Von hier bis zum Urner Loch hinauf, ist der Strom ein ununterbrochener, in tausend Fällen Sturz auf Sturz hinbrausender, Katarakt, und die Tannen, die bis hier noch hin und wieder an den Felsenwänden stehen, hören jetzt völlig auf. Die Felsen stehen nun kahl und schroff da, nur mit ärmlichem kurzen Rasen bedeckt, der mit nackten, zerrissenen Felswänden abwechselt. Die Seiten des Berges und die Tiefen des Thals sind mit furchtbaren Felsentrümmern überschüttet, unter denen sich der Weg bald links, bald rechts, immer aufwärts windet. Man kommt nach einer kleinen Strecke über zwei Brücken, unter denen die letzte die lange heißt. Hier windet sich der Weg von der rechten zur linken Seite fort.

Wir stiegen noch zu einem schönen, schräg über Felsen herabstürzenden und an hohen Blöcken von Gestein in Schaum sich zerschlagenden Fall hinab, wo mein Freund Liernus im Herabsteigen an dem nassen, schlüpferigen Felsen hinabstürzte, und sich ein Loch in den Kopf schlug. Er erholte sich in-

dessen bald wieder und konnte mit Vergnügen in den stürzenden Strom hineinsehen, der uns mit Regen und Wind umrauschte.

Nahe vor der letzten Wendung, die der Weg in dem sich immer verengenden und erhöhenden Thale nimmt, sieht man sich ganz von den nackten grauen todten Felsen eingeschlossen. Das lautere Toben des Stromes und das Geländer, welches den Weg am Abgrund sichert, verkündigte mir die Nähe der Teufelsbrücke, die wir auch nach einigen Schritten erblickten, und über ihr den Dampf des Falles, welchen die Reuß gleich oberhalb der Brücke macht, und der einer der heftigsten ist. Wir standen eine Weile auf und neben der schauernden Brücke. Das ganze Schauspiel war jedoch heute bei der schönen heitern Luft und im Sonnenscheine weniger schrecklich, als damals im März, am düstern Nebeltage.

Spital auf der Grimsel, Dienstag, den 19. Aug.

In Realp brachen wir früh um fünf Uhr auf, ohne zu frühstücken, und fingen unsere heutige

Promenade gleich mit einem Irrsal an, indem wir, statt bei der kleinen Kapelle rechts zu gehen, links einen Seitenweg gingen, um wieder eine Viertelstunde zurück zu müssen.

Der heutige Tag begann mit dem heitersten Morgen, den ich je auf der Reise erlebte. Keine Wolke war am Horizonte zu sehen. Da, wo ein großer Gletscherbach in die Reußquelle, die im Grunde des Thals strömt, sich ergießt, ist ungefähr der halbe Weg von Realp auf die Furca. Dieser Gletscherbach kommt zur Rechten von den Schneegipfeln der Furca herab, von denen oben ein Theil des Gletschers, welcher wahrscheinlich mit dem Rhonegletscher oben zusammenhängt, sichtbar ist. Hier geht man eben so allmählich wieder anderthalb Stunden an derselben Seite der Bergwand hinauf bis zum Gipfel der Furca. Der Weg ist schmal und hin und wieder wegen vieler Löcher und Steine sehr uneben; wird aber doch mit Pferden bereiset. Wir trafen aber auf dieser ganzen Straße keinen Menschen, weder zu Pferde, noch zu Fuß, und außer dem gebahnten Pfade und einigen ärmlichen Sennhütten, die mehr zusammengeworfenen Steinhaufen, als Häusern glei-

chen, findet man auf ihr keine Spur von menschlichem Leben und Weben.

Da, wo man über die Höhe der Furca kommt, ist die niedrigste Stelle derselben. Hin und wieder lag in den Klüften etwas Schnee. Auf der Höhe steht ein Pfosten mit einem Marienbilde. Hier ist zugleich die Gränze zwischen dem Urseren-Thal und Wallis. Wir erstiegen noch eine höhere Stelle zur Rechten, um die überblickenden Schneeberge besser zu sehen, die zum Theil von der Ecke der Oberalp verdeckt werden. Die Aussicht, so wie man auf die Höhe kommt, ist auf den ersten Anblick zurückschreckend, öde und wild. Man hat wiederum ein tiefes Thal vor sich, von dem man den Grund nicht sieht. Links zur Seite, hoch oben, den Oberalpgletscher, von dem ein Bach herabrauscht. Ueber dem tiefen Thal und den es umgebenden Alpen erheben sich zur Rechten die Schneespitzen der Grimsel. Hinter denselben das schöne Finsteraarhorn mit seinen verschiedenen Spitzen.

Der höchste, völlig mit Schnee bedeckte, hoch in den Aether emporragende Gipfel, der zugleich die erhabenste Gebirgsspitze der Schweizer Alpen-

kette ist, zeigt sich gerade in der Mitte des Prospekts in seiner ganzen Herrlichkeit und Erhabenheit. Seine gewaltige Höhe, seine weiße und schöne Pyramidalform, die, um seine Majestät zu vermehren, von beiden Seiten noch ein kleines Horn hat, macht ihn, aus diesem Gesichtspunkte gesehen, zum schönsten Berge in der Schweiz; die Jungfrau ist nicht schöner. Das Dunkel der Gebirge, von denen die erhabenen Schneegipfel emporragen, giebt einen herrlichen Kontrast mit diesen. Links sieht man die Kette der Wallisgebirge auf zwölf und mehr Stunden weit, unter denen die schöne Reihe der Viescherhörner sich durch Höhe, Reinheit und Schneespitzen auszeichnet.

Mein Reisegefährte genoß hier zum ersten Male in seinem Leben des Anblicks der Schneegebirge. Wir sahen von dieser Höhe schon den Rhonegletscher unter uns tief im Thale liegen. Endlich gingen wir zum Wege zurück und stiegen ins Thal hinunter. Der Weg läuft wieder schräg eine Bergwand hinab; man hat anderthalb Stunden zum Gletscher hinab zu steigen. Der Weg geht an der gegenüber liegenden Bergwand gerade

in solcher Entfernung neben ihm hin, daß man die ganze gewaltige Eismasse, sowohl oben die schroffen und zackigen Eisspitzen, als den untern Berg mit seinen furchtbaren Schlünden frei und ausgebreitet vor Augen hat. Oben zu beiden Seiten des Gletschers stehen die beiden mit Schnee gefüllten Granitgipfel der Furca.

Ich war rasch vorangestiegen, und von der Ansicht des Schauspiels so hingerissen, daß ich überall, wo ich bei einer Quelle trank, etwas vergaß und zurückließ. So hatte ich mein Schnupftuch und eins, worin ich Proviant trug, an zwei verschiedenen Quellen liegen lassen. Zum Glück hatte Liernus sie gefunden und aufgenommen. Ich merkte meine Nachlässigkeit nicht eher, als dicht am Gletscher. Statt gleich zum Gletscher von der Straße abzugehen, wo ich ihn erwartete, war Liernus zu den, eine Viertelstunde entfernten Sennhütten gegangen. Ich saß, ihn erwartend, am Gletscher und hörte endlich sein lautes Geschrei in weiter Ferne. Ich ging nun zu der Hütte, wo wir Milch tranken und einen Senner zum Führer über die Mayenwand mit uns nahmen.

Jetzt stiegen wir den Felsen an der Senn-

hütte hinauf und fingen an zu klimmen, immer höher und schroffer, so daß wir oft mit Händen und Füßen steigen mußten. Als wir oben an die Wand kamen, riefen uns Bauern, die unten mäheten, zu, nicht an der Wand herum, sondern über dieselbe weg zu gehen. Hier ist der Weg weit sicherer; nur muß man etwas höher steigen. Unser Führer stieg mit seinen hölzernen Schuhen, wie ein Reh, über die jähe Anhöhe hin, wo oft kaum so viel Raum ist, die Spitze des Fußes anzusetzen.

In einer Stunde waren wir auf der Grimsel und etwa in drei Viertelstunden im Spitale. Wilder, als diese Gegend, öder und schrecklicher, als diese Gebirge sind, welche rings das Spital umgeben, habe ich noch keine gesehen. Alles ist hier in größerem Styl, als in den Schöllenen. Die gewaltigen Felsenmauern starren ringsum himmelan, man ist wie in eine Wüste eingeschlossen. Ein grauserer Ort zur Verbannung wäre nicht zu finden.

Wir kamen um zwei Uhr im Grimselspital an, von wo wir uns bald auf den Weg nach dem Aarfall machten. Dieser ist noch zwei Stun-

den vom Spital entfernt. Man geht von letzterm hinter der Felsenwand herum, an der es liegt, und kommt nun an die Aar, die eine gute Stunde von hier aus dem Lauteraargletscher abfließt. Man sieht die Oeffnung in der Felsenwand, die sie sich durchbrochen hat und hinter derselben erblickt man auch einige Spitzen des Finsteraarhorns.

Die Aar ist gleich hier und bei ihrem Ausflusse mächtiger, als die anderen Ströme in der Schweiz so nahe bei ihrer Quelle, den Rhein vielleicht ausgenommen. Sie rauscht in Fülle und Kraft durch das Kiesbette, das bei ihrem Eintritte in's Grimselthal von ihr hingespült wurde. Man kommt zuerst über eine Bogenbrücke, und steigt, wie bei den Schöllenen, oft mehrere hundert Fuß hoch über sie, an dem Abgrunde, empor, über den die Straße theils aufgemauert, theils eingehauen ist. Die Felsen sind hier noch viel nackter und wilder, als in den Schöllenen, und ihre Trümmer, so wie ihre himmelanstrebenden Massen gewaltiger. Hier ist kaum ein wenig Gras oder Moos zwischen den Felsritzen. Erst nach einer Stunde erschienen die ersten kleinen

Tannen wieder an den Bergwänden. Es geht immer sehr hinab bis an die Handeck, wo man schon wieder menschliches Leben spürt, und Sennhütten, Senner, einen Tannenwald, auch Matten und Gras wiederfindet.

Unterwegs trafen wir zwischen zwei großen Felsentrümmern eine offene Distillirbude an, wo man Branntwein mit Gentiana brennt. Die Bauern holen die Wurzeln in Säcken von der Mayenwand, wo sie häufig wachsen. Die ganze Anstalt sah im höchsten Grade kalmückisch aus.

Wir nahmen aus der Sennhütte bei der Handeck einen Führer mit uns zum Wasserfall. Alle Vorstellung, die man von Kraft und Geschwindigkeit bei andern Wasserfällen, selbst beim Rheinfall, sich erworben hat, wird hier zernichtet und übertroffen von der entsetzlichen, alle Beschreibung verhöhnenden Wuth des Aarfalls. Alles, was Baggesen selbst mit aller seiner Darstellungs- und Hyperbolisirungsgabe im höchsten Enthusiasmus darüber sagen könnte, würde keinen Schatten eines Bildes von diesem Schauspiel zu erregen fähig seyn. Der ganze mächtige, durch die vielen vorhergehenden Fälle schon zur Wuth

gereizte Strom stürzt hier, völlig in Schaum oder Staub aufgelös't, von einer gräßlichen Höhe in eine Felsenkluft hinab, die alles, was Entsetzliches und Schauriges gebildet werden kann, übertrifft. Gerade bei dem Falle und in den Fall stürzt sich der Erlebach noch gegen hundert Fuß höher, als die Aar von der jähen Felsenwand mit in den Aarfall, der die weißen Wellen des Erlebachs mit entsetzlicher Wuth an den gegenüber stehenden Felsen schleudert. Man kann dem Falle nur etwa auf sechzig Schritte nahe kommen; viel näher würde es auch vor dem entsetzlichen Sturm und Regen, der um ihn schwebt, nicht möglich seyn. Der Strom ist, so gewaltig seine Säule sich auch oben herabstürzt, doch schon vor der Hälfte des Falles ganz in Schaum und Dampf zerschlagen; daher es auch nicht möglich ist, ihn tiefer mit den Augen zu verfolgen. Die eine Felsenwand steht etwas weit vor, und verhindert den ganzen Anblick des Schauspiels. Bis so weit man das Bette nach dem Falle hinabsieht, wüthet er noch entsetzlich. Man erblickt in dem ganzen Bette keinen Stein.

Dieser Fall ist der erhabenste und gewaltigste

in der Schweiz. Wir stiegen noch höher hinauf oberhalb seines Falles und sahen ihn, nachdem wir ihn von vorn betrachtet hatten, auch von oben. Von hier aus stellt sich der Sturz des Erlebachs und wie er von der Aar ergriffen und mit fortgerissen wird, am besten dar.

Wir kehrten sogleich wieder um. Ich bemerkte noch alle Gegenstände unterwegs genauer. Die Aar macht auf diesem Wege mehrere kleine und große Fälle, ja, sie ist fast ein ununterbrochener Fall und fließt nur an einigen Stellen sanft.

Wir kamen mit einbrechendem Abende wieder zum Spital zurück, wo wir ein gutes Abendessen und Nachtlager fanden. Liernus ward nicht wohl. Er ging sogleich zu Bette. Ich fürchtete, er möchte krank werden, verlor aber diese Furcht, da ich ihn so ruhig schlafen sah. Wir fanden hier eine Aufnahme, wie man sie in dieser Einöde nicht suchen sollte. Der Wirth, Ulrich Mitzner, ein herkulischer Mann, wohnte sonst in Oberhasli. Das Häuschen, wo er Fremde beherbergt, ist erst vor wenigen Jahren von den Haslithalern erbaut worden. Sonst mußten sie im Stall auf Stroh mit selbst mitgebrachtem Proviant vorlieb nehmen.

Ich fand in des Wirths Stammbuche Baggesens und vieler Bekannten Namen. Spazier hatte einen langen schulmeistermäßigen, weisheitsvollen Senf eingeschrieben; unter andern auch gesagt, daß man die ganze Reise über die Furca unterlassen könne, wenn man die Gletscher im Grindelwalde gesehen habe, und daß der Anfang der Rhone, wie jeder erste Anfang einer Sache, sehr unbedeutend sey. Ich war, ungeachtet des fast eilfstündigen Bergauf- und Bergabsteigens, fast gar nicht ermüdet.

Hospital, den 20. August.

Liernus stand gesund und munter auf, und so gingen wir um acht Uhr weiter. Der Himmel war umwölkt und drohte mit Regen. Wir entschlossen uns die Mayenwand allein wieder hinabzusteigen; aber wir hatten Mühe, die rechte Spur zwischen den Felsen hinauf wieder zu finden. Zwei Bauern, welche Gentianswurzeln gruben, erboten sich, uns den Weg zu zeigen; wir waren aber, da wir indeß den rechten Weg ge-

funden hatten, kühn genug, ihr Anerbieten auszuschlagen.

Wir kamen auch glücklich über die Höhe. Jetzt aber ging unsere Noth an. Wir waren zwar vor Gefahr sicher; aber die Praxis des Bergklimmens fehlte uns. Auf der schroffen, schlüpfrigen Bergwand vermochten wir keinen Fuß festzustellen, geschweige zu gehen, mußten also auf allen Vieren, und wie es gehen wollte, über Steine und Gras und Alprosensträucher herabrutschen. Es ging auf diese Art sicher; aber krüppelhaft langsam. Jeder wählte seine eigene Route, Liernus die geradeste, ich eine krümmere, nach der Richtung, in welcher wir gestern herauf gestiegen waren, wodurch ich auch, ungefähr auf der Hälfte des Wegs, den gestern gegangenen, ziemlich bequemen Weg wieder fand. Auf diesem konnte ich größtentheils geradegehend herabsteigen, und so kam ich auf diese Art eine halbe Stunde früher wieder unten bei den Sennen an, als Liernus, zum Beweise, daß doch nicht immer der gerade Wege der kürzeste sey.

Wir frühstückten hier und gingen dann zum Rhonegletscher, den Liernus noch nicht in der

Nähe gesehen hatte. Man kommt über fünf bis sechs Wälle von Schutt und Stein, welche zeigen, daß der Gletscher ehemals viel weiter gegangen ist, als jetzt. Der letzte mag in gerader Linie wohl sechshundert Schritte vom jetzigen Ende des Gletschers entfernt seyn. Aber die vordern Wälle sind schon bewachsen, ein Beweis, daß sie sehr alt seyn müssen, denn auf diesen Hügeln, die aus bloßen Steinen bestehen, wächst so leicht wohl kein Grün, wenn nicht die Länge der Zeit Erde auf die Oberfläche angesetzt hat. An dem einen Walle, der fast die ganze Breite des Gletschers hat, sieht man in der Mitte noch deutlich die Oeffnung, wodurch die Quelle abgeflossen ist. Die letzten Wälle sind noch ganz nackter, loser Schutt, der wohl in vielen Jahren noch kein Grünes tragen wird. Ich schätzte die größte Höhe derselben auf vierzig Fuß.

Der Gletscher selbst senkt sich zwischen den beiden Gipfeln der Furca in beträchtlicher Höhe herab. Da, wo er sehr abschüssig liegt, bildet er hohe Pyramiden, die zackig und scharf und von unzähligen Schlünden zerrissen und unterbrochen sind. Ihre Umrisse gleichen den Granit-

spitzen der höchsten Gebirge an Schärfe. Unterhalb, wo seine Lage sich mehr der Horizontalfläche nähert, ist seine Oberfläche glätter, hat keine hervorspringenden Spitzen; ist aber gleichfalls durch viele Schründe, die größtentheils der Länge des Gletschers nachlaufen, zerrissen. Dieser untere Theil bildet einen großen, sanft geründeten Berg, der auf beiden Seiten gegen die Abhänge der Berge und nach vorn zu sich herabneigt.

Vorn hat das abfließende Wasser zwei beträchtliche Gewölbe gebildet, die man mehrere Jahre lang gesehen hat. Wir sahen sie gleichfalls; aber sie waren zum Theil eingefallen. Das hintere Gewölbe, das wir nur von fern sahen, war weit mehr verfallen, und der Schnee ist dort auch schmutziger. Das vordere hat noch die ganze Form eines Gewölbes, nur liegen innerhalb eine Menge Eisblöcke, die die halbe Höhe des Gewölbes anfüllen. Man kann tief in den Gletscher hinabblicken. Er ist von der schönsten blaugrünen Farbe, Krystallklarheit und Reinheit. Ganz in dies, noch mehr zerfallende Gewölbe hineinzugehen, war, wegen der beständig sich ablösenden und den Herabsturz drohenden Eisblöcke,

nicht rathsam; auch hätten wir, um dahin zu kommen, durch die Rhonequelle waden müssen. Luft und die von oben herabfließenden Gletscherwasser nagen beständig an ihm und immer laufen Tropfen aus den Spalten des Gewölbes herab. Die Eiswände sind selbst vorn am Gletscher, wo er doch am niedrigsten ist, von so beträchtlicher Höhe, daß ich sie auf sechzig Fuß schätzte. Oben in der Höhe des Eisbergs mag er wohl einige hundert Fuß enthalten. Der Gletscher ist eine Viertelstunde breit.

Die Rhone fließt in zwei Quellen, welche sich einige Schritte weiter unter wieder vereinigen, aus dem Gletscher hervor. Die hintere Quelle ist die größte, die andere wird fast ganz von dem, vom Obergletscher herabkommenden Bache gebildet. Dieser fließt eine Strecke oberhalb unter dem Gletscher hinein. Auch die obern Eispyramiden sind, besonders im Sonnenschein, von herrlichem Saphirblau, und gewähren einen prächtigen Anblick. Rings umher sind die ihm zunächst stehenden Felsen nackt, und an den Seiten liegen eben solche Steintrümmer, wie vorn. Der Schutt scheint zermalmte Steine zu seyn. Die Steine

selbst, die er auswirft, oder vor sich hinstößt, sind rund abgeschliffen, wie Steine, die ein Strom mit fortgerollt und ausgeworfen hat.

Heute hatten wir kein Sonnenlicht, die Gipfel der Furca, der Grimsel und andere Bergspitzen hingen voll Nebel, und die Walliserkette nebst dem Finsteraarhorn waren ganz in Wolken verhüllt. Es that mir leid, daß ich gestern nicht die Umrisse der von der Höhe der Furca aus sichtbaren Alpenkette gezeichnet hatte. Liernus zeichnete das Gewölbe des Rhonegletschers. Es war aber so kalt hier, daß wir kaum eine halbe Stunde aushalten konnten.

Etwa um ein Uhr gingen wir vom Gletscher wieder fort, und stiegen allmählich die Furcastraße wieder hinauf. Dieses ganze Gebirge, besonders das Thal von der Höhe der Furca bis zum Gletscher, ist äußerst öde; man sieht keinen Baum, kein Gesträuch und die elenden, von Steinen zusammengeworfenen Hütten der Sennen, deren hier etwa drei oder vier am Fuße des Berges zerstreut liegen, zeigen die Armuth der Natur noch auffallender. Mehrere Stellen des

Weges sind so schlecht, daß man kaum begreift, wie beladene Pferde darüber passiren können.

Endlich kamen wir um vier Uhr in das erbärmliche Realp zurück, und doch freuten wir uns darauf, wie auf unsere Heimath, denn wir waren des Steigens herzlich müde. Dennoch hätten wir um keinen Preis das Vergnügen der Reise hingegeben. In Realp erfrischten wir uns, so gut es gehen wollte, nahmen unsre hier deponirten Sachen wieder auf und marschirten um halb sechs Uhr ab.

Airolo, den 21. August.

Wir hatten diese Nacht Beide von unseren Reisefatiguen trefflich ausgeruht, brachten früh unsere trockne und halbtrockne Equipage wieder in Ordnung, und verließen um neun Uhr Hospital. Kaum fingen wir an, die Gotthardsstraße hinanzusteigen, als ich eine ungewöhnliche Wärme am Rücken verspürte, und meine Verwunderung darüber gegen Liernus äußerte. Die Wärme ward immer stärker, bis ich mit Liernus zugleich gewahr wurde, daß in meiner rechten Westentasche

Feuer war. Ich hatte ein großes Stück Schwamm darin, dies war in Brand gerathen, und hatte mir schon jetzt, da ich's merkte, die ganze Tasche verkohlt. Wir löschten beide so schnell als möglich den Brand, und Liernus machte sich auf meine Kosten lustig.

Nach dieser Episode stiegen wir die vor uns liegende Straße hinauf, was von dieser Seite eben nicht sehr beschwerlich ist. Dessen ungeachtet brachten wir bei sehr langsamem Steigen, drei Stunden bis zum Spital zu, wo wir um zwölf Uhr ankamen. Wir kehrten bei den Kapuzinern ein. Ich zog das Glöcklein an dem Thore, der Pater Lorenzo trat hervor und ließ uns ein. Wir aßen, tranken und unterhielten uns mit ihm auf gebrochen Italienisch, so gut es gehen wollte. Lorenzo ist schon acht und zwanzig Jahre oben im Spital und jetzt neun und funfzig Jahre alt, aus Mailand gebürtig; er sieht aus, wie ein Vierziger. Durch die Gaben der Fremden ist er im Stande gewesen, sich die jetzige größere und bequemere Wohnung bauen und die Fremden besser verpflegen zu können. Ich schrieb unsre Namen und: **petunt Romam** ins Stammbuch des Paters.

Um zwei Uhr zogen wir weiter. Anfangs sah ich noch den Fieudo, Pettina und Lucendro und eine kleine Spitze von dessen See, aus dem die Quelle des Reno entspringt. Außerdem erreicht das Auge vom Wege aus noch vier kleine Seen. Nach des Paters Lorenzo Aussage hat der Gotthard siebzehn Seen. Oben auf der Höhe des Thals ist es gleichfalls wild und öde; aber solche Felsenwände sieht man hier nicht, wie auf der Grimsel. Der herumschweifende Blick des Wanderers findet doch überall auf Grasplätzen einen Ruhepunkt, und selbst ein kleines Gärtchen ist da. Auf der Grimsel giebt es nichts von dem zu sehen, und doch suchen zwei und zwanzig Kühe, die wir weidend dort fanden, im Sommer ihr Futter darauf.

Nach einer halben Stunde kommt man ins Valle tremola. Ich glaubte hier die Stelle zu erkennen, wo der Altorfer Kaufmann mit dem Pferde stürzte, als ich im März den Gotthard passirte; aber die Gegend ist im Sommer und Winter so verschieden, daß ich es nicht für gewiß sagen konnte. Des Steigens müde, kamen wir um vier Uhr nach Airolo hinab, das wir, so

wie das fruchtbare, grüne, mit Hütten besetzte Lavinerthal von oben durch die Tannen zuerst erblickten. Ich fand hier alles wieder, wie es im März war, die Großältern, die Mutter von siebzehn Kindern, die beiden artigen, sprachkundigen Töchter und den französischen Schriftsteller, der hier am Fuße des Gotthard seine Donnerkeile gegen die Revolution schmiedet, und das ganze Haus mit seiner Aristokratie angesteckt hat.

Giornico, den 22. August.

Um acht Uhr wanderten wir von Airolo aus. Der Himmel war trübe, der Gotthard in Wolken verhüllt, und der Tag drohete Regen. Von Airolo geht man allmählich bergab, dem engen Felsenpasse zu, der Salvedra heißt, und durch den nur neben dem durchströmenden Tessin eine schmale Straße führt. Der Tessin hat diese Felsenwand, die das Thal Airolo von dem von Piota absonderte, durchbrochen. Die Felsenwände stehen senkrecht empor, an einer Stelle hat man sogar den Felsen aushöhlen müssen, so daß der Weg unter dem Ueberhange durchführt.

Sobald man durch den Paß ist, kommt man an eine Kapelle; oben auf dem Felsen stehen die Trümmer eines alten Thurms. Unweit dieses Durchganges sieht man einen Wasserfall, der sich durch den Bogen, den sein großer Wasserstrahl bildet, vor allen, die wir auf unserer Reise antrafen, sehr auszeichnete. Das Wasser läuft in schräger Richtung zuerst die Felsenwand herab und schießt dann in einem breiten Bogen den Strahl durch die Luft hinab. Das Wasser bricht sich wahrscheinlich an einem hervorragenden Felsenstücke. Ein vorübergehender Bauer, den ich um den Namen dieses Wasserfalls befragte, nannte ihn Calcaccia, welches wohl so viel als Cascata heißen soll, wie auch der Zöllner in Dazio meinte.

Drei Stunden von Airolo, wo sich das Thal schließt, liegt Dazio, wo jeder Durchreisende Zoll geben muß. Der Wirth sprach hier gut Deutsch. Allenthalben hält man uns für Franzosen, wie wahrscheinlich alle durchwandernde Fremde. Gleich hinter Dazio kommt man in die furchtbare Felsenkluft hinab, die der Tessin durch den Platifer gegraben hat. Sie vereiniget in sich alle Schrecknisse der Schöllenen und der Grimselstraße. So

kurz diese Kluft ist (sie mag gegen achthundert Schritte bis zur ersten Brücke betragen), so fürchterlich ist sie mir doch jetzt noch, da ich doch mehr Schreckensscenen in der Schweiz gesehen habe. Der hoch und grausend überhangende, im Herabstürzen begriffen scheinende Felsen, der rasende Tessin, der sich am Abgrunde hinwindende Weg, die beklemmende Enge des Thals und das furchtbare Donnern des Stroms machen zusammen eines der wildesten Naturschauspiele, die ich noch bis jetzt gesehen haben, und Dazio wird mir in dieser Hinsicht immer in Andenken bleiben.

Allmählich, wie man diese Gegend passirt ist, wird die Natur milder; eine Stunde davon, bei Faido, ist man schon vierzehnhundert sechs und siebenzig Fuß tiefer als bei Airolo. Man findet in diesem Thale die ersten Kastanienbäume und andres Laubholz. Dies nimmt immer zu bis Giornico, wo wir um fünf Uhr eintrafen und in dem, mit Wappen vornehmer Herrschaften bemalten, Wirthshause einkehrten. Hier bemerkt man schon den Anfang des italienischen Schmutzes.

Heß in Zürich hat den Prospekt von Giornico von der Seite oberhalb, wo die Brücke im Vor-

grunde, die beiden Thürme im Mittel, und der Berg im Hintergrunde sind, schön und treu gemalt. Ich erkannte ihn gleich wieder, wie wir in diese Gegend kamen. Wir aßen mit einem emigrirten Geistlichen aus dem Elsasse und gingen bald auf unser Zimmer. Der Tessin rauscht mächtig unserem Fenster vorbei.

Bellinzona, den 23. August.

Die Nacht lagen wir auf so harten Betten, daß uns Beiden träumte, wir lägen an der Mayenwand und würden in den nahen Tessin, der in unsere Träume rauschte, allaugenblicklich hineinstürzen. Um sechs Uhr gingen wir aus Giornico. Der Morgen war einer der schönsten. In Polegio luden uns die schönen Weinlauben in Schatten und die schon reifenden Trauben zum Genuß ein. Keine schöneren Lauben, als Rebenlauben, wo die Trauben üppig und schwellend niederhängen und die Wandrer ein bacchisches Gefühl beseelt. Liernus hieb, als ein zweiter Alexander mit seinem Säbel eine Traube ab und wir theilten den Raub.

Das Thal von Giornico bis hier ist vorzüglich reizend und fruchtbar. Welch ein Unterschied zwischen einer Winter- und Sommerreise durch diese Thäler! Nach acht Uhr oder zwölf Uhr Italienisch, denn hier zählt man schon nach italienischer Art, gingen wir aus Polegio wieder fort. Am Ende des Liviner, oder vielmehr am Anfange des Riviera-Thals kamen wir über eine Brücke, welche über den aus Bünden kommenden Biasco führt. Dieser Fluß ist beinahe so breit, als der Tessin selbst, mit dem er sich bald nachher vereinigt.

Des Thales Anfang ist öde, der Kiesboden nur mit magerm Gesträuch bewachsen; eine Folge des vor zweihundert Jahren hier geschehenen Bergfalls, wodurch der Lauf des Biasco gehemmt wurde, der nachher, als er nach mehr als hundert und fünfzig Jahren den Schuttberg durchbrach, das ganze Thal überschwemmte und verödete. Von Polegio bis Biasca sieht man zu beiden Seiten unabsehbare, lange und breite Rebenlauben, die dies Jahr recht gesegnet sind, zwischen durch fruchtbare Matten.

Näher an Bellinzona engt sich das Thal so, daß nur der hindurchfließende Tessin Platz hat.

Die Stadt liegt zwischen zwei Hügeln und ist mit Thürmen und Mauern, nach alter Art wohl befestigt. Wir gingen in die Kirche, um sie zu besehen. Sie hat eine Façade, halb im gothischen, halb im griechischen Style, liegt an einem schönen Platze und hat eine breite Treppe zum Aufgange, welches ihr ein gutes Ansehen giebt. Ich sah kein schönes Gesicht in Bellinzona, dagegen viel Häßliche und Kerls, so zerlumpt und banditenmäßig, als wären sie dem Galgen entlaufen. Der Unterschied der deutschen und welschen Schweizerphysiognomie ist auffallend. Ich erkundigte mich vorläufig nach dem Wege, an, oder über den langen See. Man rieth uns, zu Wasser zu fahren; wir werden aber bei unserm Entschlusse auch auf die Kosten des Wasserfahrens zu sehen haben.

Auf dem Lago maggiore, d. 24. u. 5. Aug.

Morgens fünf Uhr auf. Ein piemontesischer Gardist ward unser Reisegesellschafter. Er mußte als gut katholischer Christ erst in die Messe gehen, ehe wir abreisen konnten; wir erwarteten ihn, und

gingen sogleich bei seiner Zurückkunft fort. Außerhalb Bellinzona sieht man über die Gebirge gegen Abend die mit ewigem Schnee bedeckte Spitze des Simplon hervorragen. Ein Anblick, der mir, wo ich ihn haben kann, stets neu und entzückend seyn wird.

Außerhalb der Stadt fließt ein breiter Bergstrom und viele kleine Bäche durch den Weg. Wir wadeten einige Mal durch, ohne das Wasser in den Schuhen zu achten. In Magadino akkordirten wir bis Intra mit einem Schiffmann, einem deutschen Schweizer, auf einen Laubthaler und noch weiter über die boromäischen Inseln nach Arona, einen halben Laubthaler. Unser drei fuhren wir mit dem einzigen Schiffer um eilf Uhr von Magadino ab. Der Weg geht noch eine Strecke durch einen Arm des Tessin bis nach Gallarè, wie der Schiffer es nannte, wo der eigentliche See anfängt. Hier mußten wir eine Stunde warten, der Schiffer stieg aus, um ein altes Weib zu holen, welches er für seine Großmutter ausgab, und auf einem Esel geritten kam. Endlich fuhren wir ab. Der Wind war entgegen, es ging also sehr langsam.

Wir fuhren ein Schiff, in welchem zwei junge Männer und ein Mädchen saßen, beinahe in den Grund, gerade wie Studenten, welche schon alte Bursche sind, dem einen Schub geben, der ihnen nicht aus dem Wege geht. Beide Schiffer schimpften sich, so lange sie einander mit der Zunge abreichen konnten. Rongiscona muß auf dem Abhange des Berges, wo es liegt, eine treffliche Aussicht haben. Zwischen Locarno und Ascona läuft das Val Maggia aus, durch welches man über Fusio, Obergestelen, und so weiter, in's Wallis kommt.

Gegen Abend setzten wir das alte Weib in Macagno an's Land. Dieses Dorf ist mir merkwürdig wegen des Sturms, den Heß, Meyer und Steiner hier auf dem See erlitten, wo sie sich mit genauer Noth hinter den Felsen retteten. Ich sah das ganze Bild hier, wie Heß es gleich nach der Todesangst entwarf, auch hernach ausführte, und das ich bei ihm als memento mori fand. Mir erschien die Gegend in schönster, nicht schrecklicher Gestalt, in herrlicher Abendbeleuchtung, und bei heiterm See und Himmel.

Da sich der Wind, der uns zuwider war, in-

deß gelegt hatte, fuhren wir gerade über den See eine halbe Stunde breit auf die andere Seite nach Canero, wo wir zu Abend aßen. Vor diesem Orte, welcher hinter einer Landspitze liegt, stehen einige hundert Schritte vom Ufer zwei alte Schlösser auf Felseninseln, die zu niedrig liegen, um einen malerischen Effekt zu machen; der Berg hingegen hat herrliche, mit Reben umhangene Terrassen, die ein Bild der Fülle und des Ueberflusses sind; dazwischen liegen einige schöne Landhäuser versteckt, umgeben von allem, was zum Lebensgenuß reizen kann. Mit einbrechender Nacht, und bei sternenvollem Himmel fuhren wir von Canero ab, lagen im Schiffe und sahen in die Sterne, bis wir spät über alle die Himmels-Gefühle, die dieser Anblick in uns erregte, einschliefen, eigentlich nur mit halbem Auge schlummerten; denn zu schlafen erlaubte uns das Geräusch der Schiffer und der Wellen nicht.

Um Mitternacht kam ein frischer Nordostwind daher. Unsere Schiffer spannten die Segel, wir passirten Intra, und so schlaftrunken ich war, blickte ich doch zuweilen aus meinem unruhigen Schlafe auf, und sah, daß Inseln um uns her

schwammen; nun schlief ich nicht mehr. Wir harrten noch einige Stunden auf den Anbruch des Tages, und ehe die Sonne hinter den Bergen heraufging, stiegen wir an der Isola bella an's Land.

Wir ließen uns in den Garten führen, wo ich zu wenig Natur und zu viel Schneiderscherz fand. Die terrassirte Pastete mag Manchem gefallen, mir gefielen nur die schönen Aussichten rings umher, auf die den See umgebenden Gebirge, vorzüglich auf das hohe Schneegebirge, das sich im Abend zeigt. Der Sonnenaufgang war herrlich; ein Felsenberg glühete in ihrem Strahle, und duftige Schatten der Berge brachten Masse und Effekt in die Scene. Aus dem Garten gingen wir in's Schloß, wo eigentlich nur der, nach den Schönheiten Italiens hungernde Teutsche, wenn er aus seinem, in Geschmackssachen gothischen Vaterlande tritt, Sehenswürdigkeiten finden kann; denn ein Paar neuerlich ausmöblirte Säle und die Suite von Grottenzimmern, in deren jedem eine schön seyn sollende Marmorstatue, Antiken nachgebildet, steht, abgerechnet, ist alles hier sehr unmerkwürdig. Die Gemälde sind fast alle Kopien, und die

Originale von großen Meistern sind ihre unvollkommensten Arbeiten. Correggio's schönste Stücke findet man hier schlecht kopirt; zum Beispiel die Nacht, die heilige Familie von Parma, und andere.

Wir hielten uns hier wohl über zwei Stunden auf, und sahen die Isola Madre, Pescaria, auf der ein Dorf und eine Kirche ist, und die Isolina nur von ferne. Schade ist es, daß das Schloß nicht ausgebaut ist. Es hat keine schöne Architektur; der mittlere Stock ist kleiner, als der oberste; die Landungsstelle mit dem Aufgange ist schön. Alle Statuen im Garten stehen elend, und wie von Koth zusammengebacken da; am Meisten aber fällt der häufige Mißbrauch des Worts humilitas auf, der mit der blendenden Pracht mancher Zimmer, und besonders der Betten, über die er mit Gold gestickt ist, einen Abstich macht, der zur Satyre verleiten könnte.

Man sieht hier alle Boromäen von Santo Carlo bis auf den heutigen regierenden Grafen, theils in Stukko, theils in Gemälden abgebildet. Der viele unächte Marmor, die wenigen Originale, und die mittelmäßigen Kopien, die man hier findet, zeigen doch bei aller Pracht eine Aerm-

lichkeit, die nirgends, als in den Palästen Italienischer Grafen auffallend seyn würde, wo man die Verschwendung des Marmors und der herrlichsten Kunstwerke gewohnt ist.

Unsere Fahrt von Isola bella bis Arona ging vortrefflich; in zwei Stunden tanzten wir diese vier Stunden lange Strecke über den See hin; denn ein kräftiger Wind blies in unsere Segel, so daß die Schiffer nicht mehr rudern durften. Die Isola Madre ist eigentlich größer, als die Isola bella, hoch und die Abhänge bestehen aus Terrassen, die mit Reben bepflanzt sind; in der Mitte liegt ein schönes großes Haus. Ueberall schöne Dörfer und Gebäude.

Arona erblickt man schon von ferne; der Felsen mit dem Schlosse ragt hoch empor, und näher herauf entdeckt man die kolossale Statue des Santo Carlo Boromäo, des Schutzheiligen von Mayland. Wir landeten um neun Uhr an diesem fern scheinenden Borgo, lohnten unsern Schiffer ab, und trennten uns von dem ehrlichen Schweizer, der von hier nach Turin ging; er lud uns ein, ihn, wenn wir nach Turin kämen, zu besuchen, und verhieß uns Wein aus seinem eignen

Keller. Einen gutmüthigern, bequemern Reisegefährten hätten wir nicht finden können.

Nach dem Essen gingen wir zu S. Carlo durch ein Seitenthor dem Felsen vorbei und den Berg hinauf. Der Heilige steht auf einem erhabenen Platze nahe bei dem Kloster, und ist völlig so hoch, als das Kloster selbst, das er mit aufgehobener Hand segnet. Er steht auf einem, wenigstens vier und zwanzig Fuß hohen, aus Quadern erbauten Piedestale; die Figur des Heiligen ist von geschlagenen und wieder zusammengefügten Kupferplatten. Sie ist von guter Form und Zeichnung. Liernus zeichnete die Statue von dem Hügel, auf dem die Kapelle steht. Hernach gingen wir ganz nahe zu ihr hinan, wo man erst von der Größe der Figur frappirt wird. Die Bibel, die sie unter dem Arm hält, ist wohl acht bis neun Fuß hoch. Von der Höhe hat man eine gute Aussicht auf den Theil des Sees, auf dem wir heute hergekommen waren. Mit wehmüthiger Empfindung sah ich heute oft den, gegen Süden zu niedrigen, Horizont und mit Sehnsucht nordwärts nach den Bergen zurück, mit denen meine Seele mehr einverstanden ist, als mit Flächen.

Vielleicht sah ich heute die Schneegipfel zum letzten Male.

Die Ufer des Lago maggiore sind nicht wild, die Berge sinken sanft an's Ufer hinab, und nur an wenigen Stellen kann man nicht landen. Je südlicher man kommt, desto mehr Weinbau findet man, desto sanfter und niedriger sind die Berge, und bis oben hinauf mit Büschen und Bäumen bewachsen. Zum Erstaunen viel Kastanienwälder sahen wir überall auf den Höhen; die Dörfer scheinen von ferne weit besser und schöner, als in der Nähe; denn sie sind alle weiß angestrichen. Aber diesen Wohlstand der Natur machen die Wesen, auf denen Auge und Geist am prüfendsten verweilen möchten, wieder zu Schanden; denn die meisten sehen wie Räuber und Galgenschwengel aus. Keine Spur von menschlicher Würde, die doch selten der Landmann der Schweiz in seiner Physiognomie verläugnet.

Wir gingen um drei Uhr von Arona aus, immer über flaches Land fort. Unterwegs akkordirte schon ein Schiffer mit uns, um uns um dreißig Kreuzer per testa morgen nach Mayland zu fahren, welches wir auch annahmen. Als wir

an den Tessin kamen, der bei Sesto aus dem See fließt, wollte der alte Schiffer erst unsere Pässe sehen; wir sagten ihm, daß wir aus der Schweiz kämen, und so fuhr er uns hinüber. Der Cameriere der Sonne nahm uns schon am Schiffe in Empfang. Trefflich ist heute der Abend, und die Aussicht auf den Fluß mit dem Leben darauf lieblich und angenehm. In fernem Blau dämmern noch Helvetiens Berge zum letzten Male für uns am Horizonte.

Milano, den 6. August 1794.

Um sechs Uhr fuhren wir auf unserm Holzschiffe in großer Gesellschaft von Sesto ab. Die erste halbe Stunde fließt der Tessin kaum merklich; die Leute mußten daher beständig rudern. Weiterhin ziehen seine Wellen schneller, und oft wieder gar reißend und schäumend. Einen ganzen, langen, heißen Sommertag auf einer Barke, unter gewöhnlicher Barkengesellschaft, schlechtem Gesindel aller Art, zuzubringen, ist wahrlich weder kurzweilig, noch angenehm. Dies haben wir heute in vollem Maße erfahren.

Etwa zehn Milien von Sesto fängt der Naviglio an, der fast den ganzen Weg bis etwa acht Milien vor Mayland einen guten Fall hat. Daher ging das Schiff ziemlich schnell. Die Gegend ist ganz so, wie ich bereits die Lombardei kennen gelernt habe, flach, mit Bäumen und Wiesen besetzt, ein ewiges Einerlei, das noch überdies alle Aussicht hemmt. Wir brachten auf der ganzen Fahrt von zwei und dreißig Milien, oder zwölf Stunden, gerade zwölf Stunden zu. Eine Milie von Mayland, wo die Barke unerträglich langsam ging, stiegen wir aus, und wandelten den übrigen Weg zu Fuße. Wir fanden alle Straßen sehr lebhaft und fröhlich, alle Butiken offen und erleuchtet. Uns war das städtische Getümmel wieder neu, nach so langem Aufenthalte in dem Lande der Natur; aber dieser angenehme Effekt schwindet bald, so wie die Vertauschung der Berge mit der Ebene eben so bald ihren Reiz verliert. Ganz anders ist und bleibt es umgekehrt.

— — Den vollsten Genuß gab uns der Anblick von Leonardo da Vinci's Abendmahl im Re-

fektorium der Dominikaner. Ungeachtet der Beschädigungen und Retuschirungen, die dies herrliche Gemälde erlitten hat, ist es doch noch fähig, dem Anschauer den reichsten Schönheitsgenuß zu gewähren, welchen man von einem Kunstwerke verlangen kann. Welche Weisheit und Einfachheit, welche Wahrheit und Größe, welche Einfalt und Würde liegt auf jedem Gesichte! Wie wahr und schön diese Hände! Man kann kein Gemälde in Mayland unmittelbar nach diesem sehen, es füllt Auge und Seele ganz! Was muß es gewesen seyn, als es unversehrt aus den Händen des Meisters hervorgegangen war! Je länger wir es betrachteten, desto vortrefflicher dünkte es uns. Liernus nahm eine flüchtige Skizze davon, ich genoß es mit Auge und Seele.

Die Anordnung ist voll Weisheit und Deutlichkeit. Diese und die Zeichnung sind das Einzige, was man noch mit Gewißheit beurtheilen kann. Es ist der Geist des Schöpfers, der noch in dem Werke waltet, wenn gleich der Körper längst entstellt und verdorben ist, denn alles bis auf die drei Köpfe zur Rechten ist retuschirt und reparirt, und hat außerordentlich viel gelitten.

Ich kenne außer Raphael's Köpfen keine, die so viel Wahrheit, Würde, Einfalt und apostolische Größe, kurz so viel Bedeutung haben, als Leonardo hier in diesem Christus und in den Aposteln ausgedrückt hat. Er wußte die Würde großer Seelen mit der Einfachheit des Herzens, die uns den Hauptcharakter der Apostel, nur unter verschiedenen Modifikationen nach der Individualität ihrer Charaktere bezeichnen, auf's glücklichste zu verbinden, und den Augenblick der Handlung, welchen er zu seinem Werke wählte, vortrefflich auszudrücken. Es ist der Augenblick, wo Jesus sagt: „Einer unter denen, die mit mir sind, wird mich verrathen." Jesus als Hauptperson der Handlung, ist in der Mitte, zu beiden Seiten auf jeder sechs Jünger, die zu drei und drei zusammen gruppirt sind, so daß die Einförmigkeit dieser Anordnung durch eine lange Tafel gehindert wird.

Jesus spricht diese Worte mit ruhigem Ernst, und mit niederblickenden Augen aus. Er wollte keinen ansehen, um keinen mit dem Blicke zu zeichnen. Die Apostel äußern die verschiedenen Bewegungen der Bestürzung, des Erstaunens, der Unschuld und Besorgniß, die in ihrer Seele vor-

gehen, jeder verschieden und jeder höchst wahr und natürlich. Alle sind in Handlung gesetzt durch das Wort ihres Meisters, das sie wie ein Wetterstrahl trifft; alle zeigen die Empfindungen, die es in ihnen erregt; aber schon in den Charakteren ihres Gesichts liegt die Unschuld und Reinheit ihrer Gesinnung eben so deutlich ausgedrückt, als in ihren Gebärden. Nur der wilde Blick des sich getroffen fühlenden und zurückfahrenden Judas zeigt sein beunruhigtes böses Gewissen, die Furcht von den andern und von dem, der tiefer, als die andern in's Herz sah, entdeckt zu werden; sein vergebliches Bestreben, sich eben so rein darzustellen, als die andern sich fühlen. Petrus legt sich über die Schulter des Johannes, und spricht zu ihm, als wollte er ihm sagen, daß er den Meister fragen solle, wen er meine.

Judas Gesicht ist dunkel im Schatten gehalten, und seine Physiognomie ist eben so düster. Johannes neigt sein Haupt zu Petrus hin; der Charakter dieses Jüngers, den der Herr lieb hatte, ist, so wie man ihn jetzt noch sieht, zu fade und schlaff ausgedrückt. Ich glaube, daß dieser Fehler mehr in der Beschädigung liegt, die das Stück erlitten

hat, als an dem Künstler. Der Apostel, der zunächst hinter dem Judas sitzt, fährt vor Erstaunen mit den Händen aus, und es ist, als ob der Gedanke, Judas sey der Verräther, wie ein Blitz durch seine Seele flöge, denn seine Augen treffen Judas. Der Apostel zur Linken Christi, der den Zeigefinger in die Höhe hebt, hat mich allein ungewiß über das gelassen, was in diesem Augenblicke in seiner Seele vorgeht. Thomas hingegen, der vor diesem, Christo zunächst sitzt, scheint die Aussage Christi, bis zur Unmöglichkeit zu bezweifeln, und es doch eben so unmöglich zu finden, daß sein Meister etwas Ungegründetes habe sagen können. Es ist ein herrlicher Ausdruck dieser widerstreitenden Empfindungen. Der jüngere Jacobus hingegen möchte sein ganzes reines Herz Christo in diesem Augenblick darlegen; er möchte sein Innerstes entfalten, so viel Liebe, so viel Sanftmuth und Unschuld, als in diesem holden Jüngling ausgedrückt ist, zeigt kein andrer Apostel. Dieser ist gewiß rein! sagt uns der erste Blick, den wir auf ihn werfen. Die drei letzten zur Linken Christi, von denen man noch wenig mehr, als die Umrisse sieht, sind treffliche Alte, denen

man es ansieht, daß sie würdig waren, unter die Erwählten des Edelsten der Menschen zu gehören. Die Perspektive des Ganzen ist trefflich, und von vieler Wirkung.

Wie fallen alle Malereien weg, die von Künstelei und Farbenpracht strotzen, gegen dies alte, edle, schmucklose, aber wahre geistvolle Werk, das des da Vinci Größe und Künstlertrefflichkeit eben so unwiderstehlich beweist, als die Größe und Trefflichkeit seines Herzens und Geistes, von denen dies Gemälde ein so wahrer lebendiger Abdruck ist.

Den 1. September.

Wir gingen in die Akademie Brera, hätten aber eben so gut zu Hause bleiben können; denn wir sahen wenig Merkwürdiges. Außer den Abgüssen der besten Antiken, die man überall finden kann, vier schönen Modellzeichnungen von Mengs, und dem vortrefflichen Kupferstich von Guido's Sonnenaufgang im Palaste Rospigliosi, war hier nichts, was zu einem zweiten Gang dahin versuchen könnte. Nirgends sahen wir Eifer, Fleiß und lebendige Thätigkeit. In dem Zimmer, wo

man nach Handzeichnungen und Kupferstichen kopirt, waren etwa zehn Knaben. Zwei oder drei zeichneten in demselben Zimmer nach Gyps. In dem Zimmer für Architektur war es noch am thätigsten; hier befanden sich mehrere Schüler und ein Paar Professoren. Palladio's Werke hingen in schönen Kupferstichen an den Wänden umher. Zwei Knaben fanden wir in dem Zimmer, wo nach dem Leben gezeichnet wird, einen Akt zeichnen. Das Zimmer ist ganz viereckig und einfach; das Licht fällt gut in dem einzigen Fenster, welches vorhanden ist.

Den Abend gingen wir nach dem Castello hinaus, um das eine der schönsten Promenaden führt. Wir sahen hier die Sonne untergehen, herrlich und glühend, und die Berge der Schweiz im Hintergrunde. Der Himmel glich dem umgestürzten Aetna, der alle seine Glut ausschüttet. Noch nie hatte ich das Grün am Horizonte, das aus dem Abendgolde und dem blauen Aether entsteht, so lebhaft und klar gesehen, als heute zwischen der brennenden Abendwolke und den, im dunkeln Violet glühenden fernen Schweizergebirgen. Die Promenade war sehr lebhaft; alles jauchzte

der scheidenden Sonne nach; Kinder griffen nach den goldnen Schäfchen, die am Himmel wallten, und die Arbeiter kehrten singend, ihre Mädchen an der Seite, nach ihrer ruhigen Hütte zurück. Eine Kirche hier am Platze war bis weit hinaus gedrängt voll. Mein Gebet war die Freude über den herrlichen Abend, den ich mit voller Seele genoß. Spät, als der Aetna des Himmels zur nächtlichen Schlacke ausgebrannt war, kehrten wir mit dem Gewühle der Menge in unsre Wohnung zurück.

Im Schatten einer Kapelle am Wege, zwischen Parma und Piacenza.

Den 5. September.

Der heutige Tag ist der traubenseligste meines Lebens, unsre Reise ein wahrer Bacchuszug. Erst seit heute versteh ich die Faunenwollust ganz, die man auf Bacchanalien gemalt und in Gedichten besungen findet. Wir haben heute mehr als zehn Pfund Trauben während des Wegs verzehrt. Es ist eine herrliche Methode, die langweiligen lombardischen Wege zu verkürzen; der thierische Sinn

versucht den ästhetischen zu versöhnen, und beschäftigt ihn mit der üppigen Form und Fülle der Trauben, die ich unter den Früchten jetzt für die schönste halte. Welche Einheit im Mannichfaltigen zeigt eine Traube! Wie lieblich bestätigt sie den Baggesenschen Grundsatz, daß rund und schön nahe verwandt sind, und den Burkeschen, daß das kleine, glatte, sanft anzufühlende schön sey. Welche Aehnlichkeit hat nicht auch schon eines der ältesten Symbole der Natur, die Diana von Ephesus, mit einer Traube! Sobald mich bei glücklicherer Muße ein dichterischer Genius anwandelt, weihe ich dieser dichterischesten aller Früchte einen würdigen Lobgesang!

Parma, den 7. September.

Ein recht abentheuerlicher Tag, der heutige Sonntag. Wir gingen aus unserm nächtlichen Neste um sechs Uhr fort; alles hielt uns hier, wie fast überall, für Franzosen. Wir kamen um Mittag etwa ans Ufer des Taro, über den man mit einer fliegenden Brücke gesetzt wird. Der heftige Regen, welchen wir den ganzen Morgen

über gehabt hatten, und der uns abermals bis auf die Haut durchweichte, hatte diesen seichten Strom so angeschwellt, daß er nicht zu passiren war. Wir mußten über drei Stunden lang warten, bis das Wasser sich etwas verlaufen hatte. Daß wir heute würden durchgehen können, daran war gar nicht zu denken.

Indessen hatte sich an beiden Ufern eine große Menge Menschen allerlei Art, zu Pferde, zu Wagen und zu Fuße gesammelt, die alle auf die Ueberfahrt harrten. Viele Bedienten aus dem Gefolge der Prinzen Artois und Provence, mit einer Menge zum Theil schöner Pferde lagen im nahen Wirthshause, um gleichfalls übergesetzt zu werden. Acht bis zehn Bauern fingen nun an, sich auszuziehen und durch den Strom bis zur Fähre, die mitten im Wasser auf Rädern stand, zu waden, und sie in Ordnung zu bringen. Dann kamen sie zurück, und trugen die Leute bis zur ersten trocknen Stelle im Flußbette, wo sie ein Kahn abholte, und an das eigentliche Flußbette zur Fähre brachte. Die Reiter setzten jetzt auch mit ihren Pferden durch den Strom und kamen mit Mühe hinüber.

Es gab hier manche komische Scene, manchen Anblick, den keine Vesta ausgehalten haben würde, den aber die Bauermädchen recht gut aushielten; manche porcheria, und so weiter. Die rüstigen Bauerkerls nahmen Männer und Weiber über die Achsel, zuweilen Huckepack, zuweilen wie geschlachtete Schweine, und trugen sie hinüber. Manche Gruppe, einen Aeneas und Anchises, einen Proserpinenraub zu malen! Es war wie ein Durchmarsch der Kinder Israel durch das rothe Meer.

Wir ließen uns auch hinüber puckeln, mußten wohl an vier verschiedenen Orten auf und abhocken, und dieser Spaß kostete uns fünf Lire Mayländisch an die Träger und zwei Lire an die Fährleute. Man mußte sich wieder aus der Fähre an's diesseitige Ufer tragen lassen. Verdrießlich, daß wir so unverschämt von unsern Aeneassen behandelt waren, wollten wir das Mal das Trägerlohn selbst verdienen. Liernus wollte mich die wenigen Schritte hindurch tragen; aber schon bei'm ersten glitt er aus, und ließ mich fallen. Der Fährmann war so raisonnabel mich gratis durchzutragen. Gegen dreihundert Menschen wollten jetzt auf einmal herüber und hinüber.

In zwei kleinen Stunden gingen wir die noch übrigen fünf Milien bis nach Parma, wo wir mit untergehender Sonne ankamen, und vor dem Thore viele spazieren Gehende trafen, welche den heitern schönen Abend lebhaft machten. Alles war schon wieder trocken. Am Thor wurden wir um Paß, Namen und Vaterland befragt, von dort gab man uns einen Soldaten, der uns nach der Hauptwache führen mußte; von der Hauptwache führte uns wieder ein anderer Soldat zum Platzmajor, einem alten vernünftigen Manne, mit dem wir vortrefflich fertig wurden. Er sagte uns, wir müßten nun wieder zur Hauptwache gehen, unsere Päſſe bei dem wachthabenden Offizier deponiren, bis vor unsrer Abreise, dann sollte uns der Soldat wiederum in ein Wirthshaus geleiten. Dies alles geschah so. Wir wurden von einem andern Soldaten in ein Wirthshaus gebracht, wo er uns an den Wirth ablieferte, ihm sagte, daß wir die Erlaubniß hätten hier zu bleiben, und daß wir das, was wir verlangten, bezahlen würden. Er gab uns beiden die Hand, und marschierte wieder nach seiner Wache zurück.

Bologna, den 11. September 1794.

Nie wieder in Cava sana übernachtet! Ich stand auf geradewohl auf, als ich munter war und Wagen auf der Straße fahren hörte, ohne zu wissen, ob es Tag oder Nacht sey. Ich mußte lange pochen; endlich kam Licht. Wir machten uns schnell reisefertig und hatten über eine Milie gewandert, ehe die Sonne aufging. Um neun Uhr waren wir am Thor von Bologna, wo die Signori forestieri bei Strafe des Bannes durch eine öffentliche Inschrift ermahnt werden, ihre Namen am Thore abzugeben, und wo wir examinirt wurden. Eben so warnt eine Inschrift am Zollhause bei der langen steinernen Brücke über den Rheno, eine Milie vor der Stadt, jeden Reisenden zu Fuß und zu Roß bei Strafe des Bannes, den Brückenzoll zu bezahlen. Gottlob, daß sich die Strafe des Bannes, der Blitz des Lateran, der einst Könige und Kaiser zu Boden schmetterte, bis auf die Grenzen des Stato del Papa eingeschränkt hat. In dieser tröstlichen Rücksicht unterwarfen wir uns gern dem Gesetze, so fürchterlich auch das Wort Bann klingt.

Pietra mala, den 13. September.

Um sechs Uhr Morgens gingen wir schon reisefertig aus dem Hause. Wir fanden die Kirche S. Giovani in monte bereits offen, und gingen hinein, um zum Abschiede noch den Raphael zu sehen. Zuerst betrachteten wir den schönen Pietro Perugino, der hier hängt. S. Paolo, S. Michael, S. Magdalena und S. Catharina sind versammelt, und beten die Madonna an, die oben, mit einer Glorie von Engeln umgeben, thront. Jetzt ließen wir uns die heilige Cecilie aufschließen. Wir sahen das Stück bei sehr günstigem Lichte. Wie viel Schritte Raphael der Kunst vorwärts half, sieht man am besten, wenn man unmittelbar von dem Pietro Perugino zu diesem Bilde kommt; und doch kann man ihn hier noch nicht in seiner Größe kennen lernen. Man weiß nicht wohl, welchem Kopfe man den Vorzug geben soll, jeder ist in seiner Art schön. Aber herrlich ist die Innigkeit des Gefühls und die andächtige Begeisterung ausgedrückt, womit Cecilia der Musik der Engel zuhört; Andacht und Unschuld sind über ihr ganzes jungfräuliches Wesen ausgegossen. Froh, daß uns noch in der letzten Stunde unsers

Aufenthalts solcher Genuß geworden war, gingen wir jetzt zum Thore hinaus, nahmen von Bologna's Kunstschätzen auf längere Zeit Abschied, und kamen mit Sonnenuntergang in Pietra mala an. Hier fanden wir den ersten süßen Wein; er wächst auf den Hügeln der Apenninen, einem trocknen Gebirge, wo wir unterweges kaum zwei Quellen fanden. Oben auf der höchsten Höhe rieselt hin und wieder nur ein armseliges Bächlein.

Fonte-buona, letzte Station vor Florenz.

Den 14. September.

Noch vor drei Uhr schüttelte ich meinen Liernus aus dem Schlafe. Es war noch düstere Nacht, da wir fort gingen; der Mond konnte nicht durch das dicke Gewölke brechen, womit der Himmel überzogen war. So gingen wir noch zwei Stunden, ehe der Tag ergraute.

Es wollte heute mit uns beiden nicht recht fort. Die Nacht, welche von, spät mit großem Gepolter in unsere Zimmer sich einquartierenden Reisenden uns zu einer schlaflosen gemacht worden war, hatte unsere Kräfte, anstatt sie herzu-

stellen, geschwächt; und an vierzig Milien lagen vor uns. Ich zweifelte, daß wir sie zurücklegen würden. Zwischen Maskere und Tagliaferro überfiel uns ein Gewitter mit heftigem Regen. Nicht gesonnen, wieder bis auf die Haut naß zu werden, eilten wir in ein einzelnes Haus unter Dach und blieben auf der Hausflur über eine Stunde.

Bei anscheinender Besserung gingen wir weiter. Liernus rannte mit einem Male gewaltig los, um noch heute in Florenz zu seyn. Ich hatte aber wenig Lust, blieb zurück, und sagte ihm, daß mir nichts daran gelegen wäre, ob wir heute in Florenz ankämen, oder nicht. Wir gingen darum nur bis Fonte buona, wo wir im Wirthshause einkehrten, das ein würdiger Pendant zu Cava sana war. Hier bekam ich den ersten anschaulichen Begriff vom eigentlichen Nichts. Der Wein war untrinkbar, Menestra konnte die Wirthin nicht hervorbringen, weil sie keine Makaroni im Hause hatte, Fleisch war nicht da. Es gingen viele Leute im Hause ab und zu; aber Niemand sah ich einen Heller verzehren, Niemand etwas essen oder trinken, von fünf Uhr Nachmittags bis neun Uhr Abends. Es schien, als ob die Wirthin alle

ihr Vermögen an den Putz zweier Töchter verschwendet hätte, die hoch aufgestutzt, stolz und dumm einhergingen, und sich viel zu gut dünkten, Jemand etwas zu reichen.

Es war zu spät, um weiter zu gehen, da wir befürchten mußten, so nahe vor Florenz kein Wirthshaus weiter zu treffen. Nachdem wir endlich in diesem Tempel des Hungers und des Durstes etwas einer Suppe ähnliches zusammengestoppelt hatten, gingen wir ziemlich müde zu Bette. Schlechter als in Cava sana konnte es nicht seyn, das war unser Trost; es war es auch wirklich nicht. Auf einer großen, wie die Grimselstraße, mit Felsen gepflasterten Kammer fanden wir drei Betten, unter denen wir nach Belieben wählen konnten; Liernus nahm, was ihm das Beste dünkte, und während dessen kam ein Kohlenträger, schwarz, wie ein Teufel, herein, nahm das zweite Bette neben uns und kroch hinein; mir blieb das dritte. Die große Müdigkeit machte, daß wir dennoch recht gut schliefen. Aber an Cava sana und Fonte buona will ich denken! Wehe dem, der sich durch die schönen Namen verleiten läßt! Ich glaube, wir können uns jetzt

rühmen, das elendste und das hungrigste Wirthshaus in Italien zu kennen.

Firenza, den 15. September.

Heute sind wir gerade einen Monat auf der Reise. Wir gingen um sechs Uhr aus dem Hungerneste fort. Alle Berge waren in Nebel gehüllt, und die Sonne kämpfte lange, ehe sie ihn zerstreuen konnte. Etwa eine Stunde über Fonte buona, wenn man die erste Anhöhe erreicht hat, sieht man bis in's Arnothal hinab, und erblickt bei reiner Luft die große Kuppel und einen Theil von Florenz. Nur einen Augenblick ließ der Nebel die Aussicht offen, das Arnothal war noch verdeckt. Wir gingen also eine halbe Milie weiter bis gegen Pratolino, ein großherzogliches Lustschloß, welches einige hundert Schritte zur Linken vom Wege entfernt liegt. Das Gebäude ist weder groß noch schön.

Wir eilten nach dem Garten, der vor dem Schlosse liegt, wo wir durch das Gitterthor in der Ferne ein Bassin und eine pyramidalische Felsengruppe erblickten. Ich wußte, daß hier ein

Apennin, von Johann von Bologna verfertigt, steht; diesen wollten wir sehen. Einer kleinen Kapelle vorbei, in welcher eben Messe gelesen ward, gingen wir durch einen Laubengang nach dem Bassin zu. Wie wir heraustraten, und den Felsen genauer betrachteten, beseelte er sich auf einmal, nahm Menschengestalt an, und ward zum Gott Apennin. Uns freute diese Metamorphose, die uns so ganz unerwartet überraschte. Ich entsann mich von einem Gott Apennin in kolossaler Größe gelesen zu haben und von einer Grotte. Ich glaubte der Gott sey in der Grotte, und nun sahen wir, daß die Grotte in ihm war.

So finden wir oft die Dinge in der Wirklichkeit ganz von den Vorbildungen unsrer Phantasie verschieden. Die Erfindung dieser aus Felsen, dem ersten Anblick nach, ohne Zweck und Ordnung zusammengehäuften Pyramide, die man, wenn keine Beleuchtung darauf fällt, leicht für ein Chaos von Steinklumpen ansieht, und die sich entfaltet, wenn ein Lichtstrahl Form und Masse daran ordnet, verwandelt sich in ein, mehr als sechzig Fuß hohes Riesenbild, und macht dem trefflichen Johann von Bologna Ehre.

Vergnügt über diesen kleinen Seitenweg kehrten wir zur Landstraße zurück. Auf der folgenden Anhöhe sahen wir nun Florenz schon deutlicher, in dem reichen paradiesischen Thale aus dem Nebel hervorgehen. Die unfruchtbaren Berge nehmen hier schon allmählich Kultur an, und mit jedem Schritte mehren sich die Landhäuser, Gärten und Rebenberge, die man übersieht. Auf der letzten Anhöhe, welche man hinabsteigt, ist die Aussicht unbeschreiblich schön und reich. Wenige Thäler in der Welt mögen diesem an Schöne, Fülle und Herrlichkeit gleichen. Man blickt auf eine Saat von Dörfern, Villen und Palästen, in einen Garten von Oelbäumen, Weinreben und Pinien hinab, der sich in einer unübersehbaren Ferne verbreitet, und in dessen Mitte Florenz, bekränzt von lieblichen Hügeln, thront. Jeder Hügel trägt auf seinem Gipfel ein Schloß, auf seinem Rücken lachende Villen und Lusthäuser der glücklichen und wohlhabenden Florentiner.

Schon im Winter schien mir diese Gegend entzückend, jetzt noch um so mehr, da alles in einer Fülle von Früchten dem Herbst entgegen reift. Wir verweilten auf der Höhe, um diesen

Anblick tief in's Gedächtniß zu prägen. Ich erblickte, und erkannte sogleich den Palast Pitti wieder. Die Kuppel der Marienkirche delli fiori ragt über alle Gebäude der Stadt hervor, wie Diana über die Nymphen. Langsam gingen wir nun hinab durch die lange Vorstadt, wo eine ewige Mauer alle Aussicht hemmt, und dem Ankömmlinge Zeit läßt, sich von dem gehabten Anblicke wieder zu sammeln und zum Eintritt in das schöne und prächtige Florenz selbst vorzubereiten.

Mir war alles, was ich hier wieder sah, noch so bekannt und gegenwärtig, als ob ich erst vor wenigen Tagen hier gewesen wäre. So lebendig und stark bleiben uns Gegenstände, die man mit großer Aufmerksamkeit auffaßt.

Wir freuten uns des schönen Triumphthors vor der Porta di S. Gallo und hielten unsern Einzug in die Stadt. Liernus mit gespannten Erwartungen des noch nie Gesehenen, ich mit der Freude des Wiedersehens.

Den Nachmittag besuchten wir noch die Gallerie, um heute wenigstens etwas zu sehen. Wir gingen einige Zeit in den Corridors umher, als der Aufseher uns sagte, er werde die Zimmer

aufschließen. Er kam mit einem in Seide gekleideten, rund frisirten Abbé an. Dieser war aus Rom, spielte den mächtigen Kenner; lief aber durch die Zimmer, wie ein Besessener, sobald er ein Bild nur einmal angeguckt hatte. Wir wurden so, in Zeit von einer Stunde durch alle zehn Zimmer hindurch gegeißelt, sahen vieles und nichts. Verschiedene Zimmer waren mir neu, nämlich die beiden mit den Portraits der Künstler, so wie das mit den Gemmen und Kameen. Wir ärgerten uns gewaltig über das Rennthier von Abbé, das nun, nachdem es alle Zimmer in einem Athem durchlaufen hatte, hinabhüpfte, sich in seine Karosse setzte und davon fuhr.

Wir verließen, um unsern Unmuth zu zerstreuen, auch die Galerie, gingen im Garten Boboli, bis es Nacht war, umher, und dann recht müde nach Hause.

Den 16. September.

Das Zimmer mit den Portraits der Maler.

Wollte der Himmel, ich hätte hier einen Tag unter diesen großen Meistern zubringen können!

aber so wie man hier durch die Zimmer gejagt wird, kann man keinen geisterhebenden Eindruck auffassen. Erinnerlich sind meiner Seele noch vor allen:

Raphael, unschuldig.

Michael Angelo, wild und groß.

Annibal Carracci, roth und blond.

Antonio Carracci, ehrlich und bieder.

Agostino Carracci war sehr schwarz geworden.

Guido Reni, fein und geistig, zart und gefühlvoll.

Dominichino, geistig und lebendig, fein und gefühlvoll.

Jacopo da Ponte Bassano, wie seine Gemälde.

Francesco Albani, der Maler der Liebesgötter und Grazien.

Giov. Bellini, rothes Haar, dick und rund.

Paul Veronese, mit dem Schnupftuch in der Hand, lang und melancholisch, nichts von der Pracht und dem Pomp seiner Gemälde.

Salviati, auch mit einem Schnupftuch in der Hand.

Rubens ist zweimal hier, geistig und schön.

Zoffani mit einem memento mori, grinzend und süß, wie ein Abbé, der Mandeln knackt.

Cavaliere Alessandro Roslin Suezzese F. a. 1790. Ritter vom Wasa-Orden, strotzend in Seide und Gold und Stickerei und dem Orden. Es ist wahr, man kann schwerlich brillanter malen, als dieser Höfling; aber er sitzt so preziös und selbstgenügsam und repräsentirend da, als wollte er fragen: Wer wagt es, sich mit mir zu messen? Wie einfach, groß und herrlich hängt Raphael dort, und Guido und Dominichino und die Carracci's alle! — Hebe dich weg Cavaliere!

Pompeo Battoni, auch voll Eigenliebe und Selbstgefälligkeit, noch nicht vollendet, geschminkt von Selbstlob; aber doch noch göttlich einfach gegen den Ritter hier oben.

Raphael Mengs, auch Ritter und mit Ehren; aber hier nur Maler. Hier macht nur das Verdienst, nicht der Orden, unsterblich.

Angelika. Die Grazie der Grazien, die Mutter der Liebesgötter! wie einfach!

Madame le Brun naiv, und voll von französischen leichtfertigen Launen. Sie wird die ganze Welt malen! Ein reizendes Weibchen,

wenn Laune und Naivetät reizen kann. Wenn sie nur die weißen Zähne nicht wiese!

Staggio, den 21. September.

Früh um sechs Uhr gingen wir aus Florenz; ungern trennten wir uns von allen den Schätzen der Kunst, die wir hier verließen. Nur die Aussicht, in Rom noch mehrere und größere Kunstwerke wieder zu finden, erhielt uns gutes Muthes. Wir gingen zum letzten Male über die schöne Brücke mit den vier Statuen, durch die Via Romana zum Thore hinaus. Gleich außerhalb demselben läuft eine schöne, breite Zypressenallee den Hügel hinauf, dessen Gipfel das großherzogliche Lustschloß Poggio Imperiale ziert. Viele Bäuerinnen begegneten uns in ihrem reizenden theatralischen Sonntagsputz, die in die Stadt gingen, und viel Landvolk, das mit Früchten beladene Esel in die Stadt trieb. Wie hatten umwölkten Himmel und die Luft war dick und dunstig, wie Heerrauch.

Wir kamen durch S. Casiano, wo wir alle Straßen voll Landvolk, wie auf einer Börse versammelt fanden, die sich dort unterhielten. Die Ge-

gend ist außerordentlich abwechselnd; die Straße schön erhalten, und hat immer zu beiden Seiten herrliche Aussichten über fruchtbare Berge und gesegnete Thäler. Einige Milien von Florenz kamen wir zuerst einem Pinienwald vorbei. Die grünen weichen und langen Nadeln dieses Baumes, und seine fächerartige Krone auf dem hohen Stamme, geben einen reizenden Anblick, sie dekorirt, mit Zypressen vermischt, die mit Landhäusern, Villen oder Klöstern bebauten, sanften Anhöhen und Gipfel dieser Hügel sehr schön.

Um sechs Uhr trafen wir in diesen Castel Staggio ein; es ist ein altes, kleines, mit hohen zackigen Mauern, Thürmen und Warten umgebenes Nest, das durch seine Lage und die Ruinen, in die es zu sinken anfängt, einen malerischen Anblick gewährt. Ich wunderte mich, in diesen Ruinen so viel schöne Mädchen zu finden. Schon bei unserm Eingang spazierten vier oder fünf am Thore herum, und hernach sahen wir fast aus jedem zerrißnen Papierfenster einen schönen Mädchenkopf herausgucken.

Siena, den 22. September.

Wir gingen um acht Uhr fort, und erreichten Siena um eilf Uhr. Am Thore mußten wir unsere Namen abgeben und die Pässe vorzeigen. Der Schreiber der Hauptwache, ein junges Bürschchen, das unsere Namen aufschrieb, sagte uns, wir müßten sogleich, nachdem wir gegessen, wieder fortgehen; aber auf meine Antwort, daß wir demungeachtet bis Morgen früh hier bleiben würden, war er auch sogleich damit zufrieden. Der Dom ist einer der schönsten, die ich je gesehen habe, kleiner als der in Florenz, aber so wie dieser mit weißem und schwarzem Marmor bekleidet. Er hat eine schöne Façade und einen Aufgang von mehrern Stufen.

Siena rühmt sich von Romulus erbaut zu seyn, und man findet deshalb überall die Wölfin mit dem säugenden Knaben am Thore, auf allen Plätzen, in den Zierrathen einer Säule, in der Kirche unter der Kanzel als Säulenträger, zweimal vor dem Dom und fast überall, wohin man blickt. Wenn dies die historische Gewißheit ihres Ursprungs vermehren oder erweisen könnte, so hätte sie es völlig genug erwiesen. Siena will mir auf

Florenz nicht behagen. Die häßlichen, krummen Gassen, die bergige Lage und die alten, zum Theil wüsten Häuser gefallen mir nicht. Ich würde hier schwerlich lange aushalten, so schön auch das Italienische hier klingt.

S. Quirico, den 23. September.

Um sechs Uhr gings fort. Die Gegend wird von Siena an allmählich flacher und uninteressanter; man findet keine zusammenhängenden Dörfer mehr, nur einzelne Höfe und Gärten, die gewöhnlich auf einer Anhöhe liegen und wie alte Kastelle aussehen, in deren Trümmer und hohe Mauern wahrscheinlich auch diese Gehöfte gebaut sind.

Die Wagen, denen wir in dieser Gegend, schon jenseits Siena, begegneten, sind so einfach und kunstlos, als sie in ihrer ersten Erfindung vielleicht waren. Sie sind zweiräderig; aber die Räder sind bloße hölzerne Scheiben oder Teller aus einem Stück grob gehauen, auf beiden Seiten nach der Mitte zu konvex, und da, wo die Achse durchläuft, noch zweimal so dick, als am

Rande. Dieser ist mit einem eisernen Ringe beschlagen. Auf der Achse ruhen zwei Bäume, die von hinten nach vorn gabelförmig in einen spitzen Winkel zulaufen. An der Spitze sitzt die Deichsel fest, und auf diesem Wagen steht gewöhnlich ein großer Korb, oder es sind auf beiden Seiten in die Bäume Pfähle gemacht, zwischen die man Holz oder dergleichen legt. Diese Wagen werden gewöhnlich von zwei Ochsen gezogen, die zugleich die Deichsel tragen und den Wagen ziehen. Heute habe ich sogar zwei Kutschen auf solchem Gestelle gesehen; in beide stieg man hinten hinein. In dem einen waren die Sitze längs zu beiden Seiten, wie in einem Wurstwagen, in dem andern wie gewöhnlich; Wagenkasten von Spänen geflochten und mit Glasfenstern. In solcher Ochsenkarosse fährt der Wohlhabendere, während der Aermere sanftmüthiglich auf seinem Esel daherreitet.

Radicofani, den 24. September.

Um fünf Uhr kam ein Vetturin auf unser Zimmer und bot uns seinen Retourwagen für Spendere poco entweder bis Viterbo oder bis Rom

an. Wir wollten auf keine Weise Gebrauch davon machen; er ging mit einem: che maraviglia! von dannen und konnte nicht begreifen, daß wir lieber gehen, als fahren wollten. Die Gegend wird immer unfruchtbarer und öder, alles ist Sand und dürrer Boden; fern zeigt sich schon das Gebirge, das wir heute zu passiren haben.

Wir ruhten Nachmittag hoch auf dem Berge, den man von Ricorsi zu besteigen anfängt, im Schatten einer Kapelle. Von hier können wir beinahe bis Siena zurücksehen, und die ganze traurig öde, hügelige Sandgegend umher überschauen. Die Häuser liegen ganz einzeln im Felde umher, meistentheils auf Hügeln und Anhöhen, und die Strohhütten, die gewöhnlich daneben stehen, sehen aus, wie Cabanen der Hottentotten. Es ist eine der traurigsten Gegenden, die man sehen kann. Das Haus hier bei der Kapelle steht leer und verschlossen; der Camerière in S. Quirico hatte nicht Unrecht, daß er dies Land ein Paese miserabile nannte.

Den 25. September.

Wir waren so fest in unser Zimmer eingekerkert, daß wir weder Tag noch Nacht sehen konnten, und also ziemlich lange schliefen. Die Nacht hatte ein entsetzlicher Sturm mit Regen gewüthet. Wir gingen um acht Uhr etwa aus dem Wirthshause bis Novella, wo wir eine Suppe essen wollten, aber keine bekommen konnten. Wir priesen uns glücklich, daß wir nicht die Nacht dahin gerathen waren, denn allem Anscheine nach war es das elendeste Wirthshaus, welches uns unter allen elenden Wirthshäusern in Italien vorgekommen ist.

Von Radicofani geht's immer rasch den Berg hinab. Hinter Novella mußten wir am Ufer des kleinen Flusses Paglia Schuh und Strümpfe ausziehen, und fünfmal durch das Bette des Flusses, der eben so viel Krümmungen in dem Thale macht, durchwaden. Wir glaubten das erste Mal, es würde mit einem Mal gethan seyn und zogen uns wieder an; aber kaum waren wir wieder zweihundert Schritte gegangen, so mußten wir uns wieder ausziehen. Um Mittag kamen wir nach Ponte Centino. Dieser Name ist aber eine Lüge, denn hier findet sich keine Brücke über den Cen-

tino, der Toskana vom päpstlichen Gebiete scheidet, sondern man muß auf Steinen, die in dem flachen Bette des sonst trocknen Flusses liegen, hinübergehen. Wir zeigten in der Dogana unsre Pässe. Den meinigen mit deutschen Lettern wollte man nicht unterschreiben; der Zöllner sagte, er getraue sich's nicht; aber Liernus holländischen Paß unterschrieb er, weil er ihn für einen lateinischen hielt.

Nach einer Stunde gingen wir fürbas. Es ist doch sogleich beim Eintritt ins päpstliche Gebiet alles Täuschung und Lüge. Wir sind zwar Ponte Centino passirt, aber die Brücke fehlt noch; statt dessen sind wir fünfmal durch den Paglia und einmal durch den Centino gewadet. „Nur Geduld," sagte ich, „der Papst ist uns die Brücke nur schuldig geblieben." Ich hatte nicht unrecht gerathen. Ueber den Paglia kam die versprochene Brücke mit mehr als sechs marmornen Inschriften versehen, die die Wunderthat mehrerer Päpste rühmten, welche den vernünftigen Vorsatz, diese Brücke zu bauen und zu repariren, ausgeführt hatten!

Wir kamen einen grünen, buschigen, felsigen Hügel hinauf, der uns nach der öden Gegend

wieder einmal erquickte und an die Schweiz erinnerte. Ach, sagte Liernus, die Päpste waren wohl klug, die hier die Gränze zogen! und so erblickten wir Aqua pendente, das eine recht reizende Lage auf dem, in einem halben Zirkel sich herumziehenden, mit Weinrebenterrassen geschmückten Felsen hat. Hier wollen wir für diese Nacht Hütten bauen! rief Liernus. Wohlan, ich bin's zufrieden, wenn's innerhalb so fein ist, als draussen! Wir gingen hinein und fanden ein jämmerliches, trauriges, armseliges Nest, auf dem wahrlich S. Peters Segen nicht zu ruhen schien.

Hier bleiben wir nimmermehr, rief ich, und trieb Liernus fort. „Aber hier ist doch ein Bischof, wie unser Reisebuch sagt." — Eben darum ist es hier so armselig, der verzehrt alles, was Kern in dieser Gegend ist, und läßt die Schale seinen Schafen. Wir gingen durch drei Straßen voll Armuth und Mist, und kamen mit Gottes Hülfe zu einem alten Thore hinaus. Noch fünf Milien bis zu S. Lorenzo nuovo! Ja! wer weiß, was das für ein Nest ist! Muth, lieber Freund! das Wort nuovo tröstet mich, und dann sehen Sie nur vor uns hin in die Ferne, dort liegen

eine Kirche und schöne neue Gebäude; das sieht doch nicht so gar übel aus; das Bischen Regen wollen wir nicht achten; es wird gleich vorüber seyn. Das Wetter donnerte hinter uns nach Abend herum, gab eine schöne Abendröthe, und mit Sonnenuntergang erreichten wir S. Lorenzo. Wir machten eine kleine Promenade auf dem Platz, der ein regulaires Achteck formirt, durch das die Landstraße mitten durchläuft. Wie man aus dem Orte tritt, hat man den ganzen Lago di Bolsena zu seinen Füßen, welches eine artige, frohe Aussicht giebt, und um so mehr unsern durstigen Blicken gab, je länger wir kein Wasser gesehen hatten.

Wir mußten mit einer übersalznen halbrohen Menestra vorlieb nehmen. Ein Vetturin hingegen, der am Tische mit aß, wurde ganz anders bedient; er bekam drei Gerichte und Trauben zum Dessert. Dafür verjagte ich ihn hernach mit meiner Pfeife vom Tische und aus der Kammer. Er wollte es erst nicht statuiren, daß wir rauchten, wich aber, als er hörte, daß wir dennoch rauchen würden.

Wir schliefen in Gesellschaft zweier Bauern

auf einer Kammer, in einem über alle Maßen nassen schlechten Bette. Jetzt sind wir recht mitten in der italienischen Nationalsauerei!

Viterbo, den 26. September.

Um sieben Uhr aus S. Lorenzo nuovo. Der Weg geht sogleich aus dem Flecken den Berg hinab. Nach einer halben Stunde kommt man durch ein zerstörtes Dorf, das mir von einer verwüsteten Stadt hier im Kleinen einen sehr lebhaften Begriff gab. Die Felsen und das alte Gemäuer ist hin und wieder recht malerisch mit Epheu bewachsen. Man geht einen schönen, grünen Eichenwald zur Seite, eine halbe Stunde fort, ein erfreulicher Anblick für uns, die wir noch bis jetzt keinen Wald in Italien gesehen hatten, und kommt so allmählich zum See herab, an dessen Ufer man bis Bolsena wandert, ein dürftiges, unreinliches Fleckchen mit einem alten Kastell auf dem Hügel.

Von Bolsena geht der Weg noch sechs Milien am östlichen Ufer des Sees, auf dem waldigen

Abhang der ihn umgebenden Hügel fort. Viterbo hat für den ersten Eintritt ein freies, heiteres Ansehen, wie so viele italienische Städte, außer Siena. Ein schöner Springbrunnen auf einem Platze gleich am Thore erfreut den Ankommenden, und giebt für das Uebrige ein günstiges Vorurtheil. Wir setzten uns vor die Thüre unsers Wirthshauses, um das Gewimmel der Aus- und Einpassirenden zu sehen. Wir sahen viel schöne und rechtlich, mit Geschmack ohne Prunk, gekleidete Leute. Die Frauen und Mädchen des bürgerlichen Standes tragen ein feuerfarbenes Tuch mit vier Finger breiten schwarzen Streifen als Schleier über den Kopf geschlagen, wenn sie ausgehen, und oft blickt ein gar liebes Gesicht darunter hervor. Ich sah viele von schönem Wuchs. Nirgends habe ich so viel schöne, junge Männer und Jünglinge, so viel Achillesse und Ganymede unter den Mönchen gesehen, als hier. Der Gobernatore fuhr ganz langsam zum Thore hinaus spazieren. Zwei Bedienten gingen zur Seite des Wagens, zwei voraus und zwei auf dem Wagen; alle in hellblauer Livree mit Gold. Die Wache trat ins Gewehr und alles, was auf der Straße sich befand,

stand still und verneigte sich tief. Ich glaubte den Papst zu sehen!

Ronciglione, den 27. September.

Um sechs Uhr machten wir uns auf den Weg. Als wir zwei Milien gegangen waren, gingen wir an ein Haus, wo uns Leute in einem Weinberge sagten, wir wären falsch gegangen, wir müßten wieder vor die Stadt zurück, und einen andern Weg aus demselben Thore, aus dem wir gekommen wären, nehmen. Wir bedachten uns also nicht lange und kehrten sogleich wieder um, ohne die vier Milien, die wir umsonst machen mußten, zu achten; denn wir hatten einen Weg gehabt, desgleichen uns noch nicht vorgekommen war. Er ging, von der Vorstadt an, fast immer durch Felsen gehauen; die aber vielmehr zusammen gebackner und gebrannter Schutt sind, von Thon und zermalmten Felsen, worin ich viel verkohlte Stücke und kleine Stückchen Bimsstein fand. Das Meiste schien vom Feuer rothgebrannt. Der Weg geht immer eng und labyrinthisch; oben sind Bäume und Sträuche überhin gewachsen. In diese mürbe

Masse, woraus alle Berge und Hügel um Viterbo zu bestehen scheinen, hat man überall in den Bergen und auf den Feldern Höhlen gehauen, und sie theils zu Kellern und zu Behältern für Geräthe, theils zu Schutzörtern gegen böses Wetter für Menschen und Vieh zugerichtet. So trafen wir es schon gestern bei Monte fiascone, und heute noch mehr bei Viterbo.

Wir gingen bis ans Thor und nahmen nun den rechten Weg, der mehr rechts geht. Hier und da führt er an eben solchen Felsen vorbei, und in einer halben Stunde kommt man an den kochenden See, der eigentlich nur èin Bassin oder Krater von etwa hundert Fuß im Umfange ist, mit Steinen umgeben und mit Wasser angefüllt, das stets siedend aufwallt und so heiß ist, wie kochende Schwefelleber-Auflösung nur seyn kann. Das steinige Erdreich rings umher ist weiß, wie ausgelaugter Kalk, und überall riecht es stark nach Schwefel. Es wimmelt von Eidechsen. Dieser steinige Boden klingt hohl, wenn man darauf stampft, als wenn man auf ein Gewölbe tritt; es dröhnt unter den Füßen. Aus diesem siedenden Krater haben die Bauern rings umher in den

felsigen Boden gehauene Rinnen abgeleitet, und in Gruben gesammelt, worein sie Weidenreiser gelegt hatten, um die Rinde davon abzulösen. Wir fanden sie rings umher damit beschäftigt. Sie standen bis mitten an die Schenkel in Gruben voll Wasser, und holten die Reiser heraus.

Das Wasser in dem Krater hat eine klare blaue Farbe, wie das Wasser der Alpenflüsse. Es ist siedend in dem Krater, wo es gegen die Mitte zu besonders stark wallt. So heiß fließt es aus dem Krater hundert bis zweihundert Schritte weit in die Gruben ab. Funfzig Schritte weit konnte ich den Finger kaum darin leiden und, als ich um den Krater herum ging, schlug mir der Dampf mit dem Winde warm, wie kochende Schwefelleber, ins Gesicht. Das Wasser setzt sowohl am Rande des Kraters, als in den Rinnen Schwefel ab, und inkrustirt die Rinnen und hineinfallenden Körper. Dieser abgesetzte Schwefel ist theils gelblich, theils röthlich, theils grünlich, theils weiß. Man kann nur in einiger Entfernung vom Lande den steinigen, abschüssigen Grund sehen, gegen die Mitte hin nicht. Das Wasser ist klar und blau und so, wie es abfließt, setzt

es eine Schwefelhaut ab. Der ganze Ort, und besonders der Krater, liegt etwas erhabener, als die Gegend umher. Hart am Krater wächst Gras und Unkraut. Die Quelle liegt Viterbo gegen Westen.

*
* *

Hier endigt das Tagebuch. Den neun und zwanzigsten September siebzehnhundert vier und neunzig langte Fernow in Rom an.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sämmtliche Schriften

Bd.: 1

1834

Bamberg, Staatsbibliothek -- 30.976(1/2#1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11413751-0